Allgemeine Geschichte des Gebietes der Pfalz.

Am linken Ufer des Rheins, durch Baden und Württemberg vom Mutterland getrennt, liegt die Pfalz, ein Gebietsteil des bayerischen Königreiches, der innerhalb seiner heutigen Grenzen ein noch junges Dasein führt.

Die vorübergehende Zugehörigkeit des linken Rheinufers zu Frankreich hatte mit Beginn des 19. Jahrhunderts aus dem vorhandenen Ländergemisch ein einheitliches Gebiet geschaffen, und zwar auf gewaltsamem Wege. Als nun bei den späteren Umwälzungen die Pfalz aus dem wiedergewonnenen linksrheinischen Land herausgeschnitten wurde, geschah dies ohne Rücksicht auf die zahlreichen früheren Herren des Gebietes. So umfassen die heutigen, seit 1816 festgelegten Grenzen der bayerischen Pfalz eine bunte Menge von Herrschaften, wie sie die Landkarte von 1792 aufzuweisen hatte, durchwegs zerstreut liegende Gebiete, die aus französischer Hand zurückgenommen, nun abermals zu einem abgerundeten Lande geformt wurden; ohnehin war die Bevölkerung all dieser Ländchen nach Sitten und Gebräuchen wie nach Abstammung und Mundart gewissermaßen schon zu einem ganzen verbunden gewesen.

Bei jener großen Zusammenlegung vereinigten sich zum neuen rheinischen Besitz der Krone Bayern zunächst alle Gebiete der Kurpfalz links des Rheins und der Hauptteil des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken, sodann Besitzungen von Hessen-Darmstadt, Baden, Nassau-Saarbrücken und Nassau-Weilburg, ja sogar ein 17 Ortschaften zählendes österreichisches Gebiet, die ehemalige Grafschaft Falkenstein. Weiter kamen hinzu die Landbesitze der hochadeligen Häuser von Leiningen-Hartenburg, Leiningen-Westerburg, Isenburg-Büdingen, von der Leyen, Löwenstein, Sickingen, Wartenberg, Dalberg, der Rheingrafen von Grumbach und vieler kleinerer Herrscher. Als ehemalige Gebiete geistlicher Herren wurden einbezogen der linksrheinische Teil des Hochstiftes Speier mit 50 Ortschaften, 9 Dörfer des Hochstiftes Worms wie auch einige des Johanniterordens und

des Deutschherrenordens. Ein Dorf des Kantons Weißenburg und acht Dörfer der Kantone Bitsch und Saargemünd wurden aus älterem Besitz Frankreichs hinzugenommen. Die einstige Freie Reichsstadt Speier und die anderthalb Jahrhundert lang in französischer Gewalt gewesene Stadt und Festung Landau samt drei zugehörigen Dörfern fielen ihrer Lage gemäß der neugeschaffenen Provinz anheim. Speier wurde alsbald zur Hauptstadt des bayerischen Rheinkreises erkoren, und das zu Bayern gekommene Landau stellte mit seinen von Frankreich geschaffenen berühmten Werken dem neuen Deutschen Bunde eine starke Grenzfestung.

Während mehrerer Jahrhunderte, die in unserem Erdteil noch keine Geschichte haben, bewohnten keltische Völker das ganze Gebiet der jetzigen Rheinpfalz, die Ebene sowohl als die Gebirgstäler; doch als die Kelten im Flachland von kriegerisch überlegenen germanischen Stämmen bedrängt wurden, mußten sie die Niederlassung in der Rheinebene aufgeben und sich mit ihren Wohnstätten auf das schützende Waldgebirg allein beschränken. Es war der keltische Stamm der Mediomatriker, der sich so im Westrich noch behauptete, als die Germanen schon von der ganzen Rheinebene Besitz ergriffen hatten. Die ältesten Bewohner germanischen Stammes waren die Nemeter in der Gegend von Speier und die Wangionen in der Gegend von Worms. Beide Völker wurden, wie alle Ansiedler der Rheinebene, im Jahre 55 v. Chr. durch Cäsar unter römische Botmäßigkeit gebracht; ihre Gebiete bildeten später gemäß der unter Kaiser Augustus gewählten Benennung Teile des Oberen oder Ersten Germaniens.

Die Verfeinerung des Lebens und die umfassenden Landverbesserungen, die von den Römern während ihrer mehrhundertjährigen Herrschaft am Rhein in diese Gebiete verpflanzt worden waren, bekunden sich heute in der Pfalz durch so manche noch vorhandene Straßenzüge, durch Grundmauern von Kastellen und Wachthäusern, von Villen mit Mosaikfußböden, von Bädern mit meisterhaften Heizanlagen, durch ausgedehnte Arbeitsstätten und Urnen-Friedhöfe. Zahlreiche Funde von Altären und sonstigen Steindenkmalen, von Waffen und Geräten, wie sie noch fortwährend aus dem pfälzischen Boden zu Tage gefördert werden, beweisen zugleich, daß sich die Eroberer auf lange Zeit häuslich hier eingerichtet hatten.

Dennoch mußten die Römer, als ihre Weltherrschaft allmählich zerbröckelt war, das ganze Gebiet zu Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. aufgeben, und ihre hier zu hoher Entwickelung gebrachte Kultur versank bei dem nun ungehindert erfolgenden Eindringen frischer Naturvölker fast mit einem Schlage in das Nichts. Vandalen und Alanen, Sueven und Burgunder zogen verwüstend durch das Land, das schließlich von einem deutschen Volksstamm, den Alemannen, in Besitz genommen wurde. Aber nicht hundert Jahre behaupteten diese hier ihre Herrschaft. Im Jahre 496 wurden sie von den Franken unter deren König Chlodwig in einer großen Entscheidungsschlacht besiegt und ihr

Land von den Überwindern besiedelt, wonach die fränkischen Eroberer die bei ihrem Einbruch im Land verbliebenen Völkerreste der Kelten, der Römer wie der verschiedenen germanischen Stämme allmählich aufsogen. Andere Völkereinwanderungen fanden nach Ansiedelung der Franken nicht mehr statt, und so bilden diese zweifellos die Grundlage des pfälzischen Volkes. Die Pfälzer sind also Rheinfranken, wenn ihre Stammeltern auch beträchtliche Teile anderer Völker in sich aufgenommen haben. Ja die Vermischung setzte sich — allerdings in geringerem Maße — noch späterhin fort; denn unter Karl dem Großen wurden Sachsen und Thüringer in der Pfalz angesiedelt und das 16. Jahrhundert brachte die Einwanderung zahlreicher Franzosen (Hugenotten) sowie aus den Niederlanden die Wallonen.

Unter den Königen der Franken, den Merovingern, wurde schon im 7. Jahrhundert das Land in Gaue geschieden, welche Verfassung Karl der Große später über das ganze Reich ausdehnte. Von den Gauen links des Rheins enthielten Landstriche der heutigen Pfalz: Der Speiergau, Wormsgau, Bliesgau und Nahegau. Innerhalb der Gaugebiete bildeten sich während des Mittelalters die Landbesitze der Adelsgeschlechter, der Bistümer und Abteien. Einzelne der Adeligen wurden dann durch das Ansehen, das ihr ererbter und errungener Besitz ihnen verlieh, vom König mit hohen Gewalten bekleidet; so erwuchs der mächtige Kurfürst der Pfalz aus dem Träger eines königlichen Amtes, des Amtes der Pfalzgrafschaft.

Die Bildung der pfälzischen Lande nahm ihren Anfang, nachdem Kaiser Friedrich I., der Rotbart, seinen Bruder Konrad im Jahre 1155 mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein bekleidet hatte. Dessen Tochter und Erbin Agnes heiratete den Welfen Heinrich den Schönen, auf den damit die Familienbesitzungen und die Pfalzgrafenwürde Konrads übergingen. Heinrichs des Schönen Sohn und Nachfolger Heinrich II. starb kinderlos, wonach Kaiser Friedrich II. im Jahre 1214 die Pfalzgrafenwürde an Herzog Ludwig von Bayern aus dem Hause Wittelsbach als Reichslehen übertrug. Ludwigs Sohn Otto vermählte sich mit Agnes, der Schwester Heinrichs II., und damit kamen auch die pfälzischen Erbgüter der Welfen an das Haus Wittelsbach. Die Pfalzgrafschaft entwickelte sich nun kraft des mit ihr verbundenen großen Landbesitzes immer mehr zu einer selbständigen politischen Macht im Deutschen Reich.

Freilich war das Land des Pfalzgrafen nicht zusammenhängend und einheitlich, doch setzte es sich aus wohlbevölkerten und wertvollen Gebieten in den Gegenden am Rheinstrom und in dessen Nähe zusammen. Im Mittelalter waren der Pfalzgrafschaft einverleibt: Bacharach und mehrere Schlösser und Orte am Rhein, Stromberg bei Kreuznach, Alzei, Heidelberg, Erbach, Oppenheim, Mosbach am Neckar, Simmern auf dem Hunsrück, wie verschiedene kleinere Landstriche und einzelne Orte. Von dem abgerundeten Landgebiet, das jetzt den bayerischen Kreis Pfalz

ausmacht, gehörten damals nur Neustadt mit der Wolfsburg, Winzingen mit seinem Schloß, ferner Wachenheim und Oggersheim zur Pfalzgrafschaft. Später kamen Kaiserslautern, Wolfstein, Edenkoben, Frankenthal, Freinsheim, Billigheim, sowie eine beträchtliche Zahl von Burgen und Dörfern hinzu.

Die vielgestaltige Länderverteilung am linken Rheinufer, die Urquelle einer Unzahl dynastischer Streithändel, brachten im ganzen Verlauf des Mittelalters und der folgenden Zeit über die Bewohner dieser Gegenden häufig die Schrecknisse blutiger Kämpfe. Der Bauernaufstand 1525 warf die Brandfackel in eine Anzahl der prächtigsten Adelssitze und der Dreißigjährige Krieg tobte sich in der Pfalz aufs fürchterlichste aus; doch nie vorher wurde das Land am Rhein so entsetzlich verwüstet, als es 1689 im Orleansschen Krieg durch die Franzosen unter Ludwig XIV. geschah: Fast alle Städte und hunderte von Dörfern wurden nach Vertreibung der Einwohner geplündert und niedergebrannt. Der Spanische Erbfolgekrieg 1701—13 mit seinen vier Belagerungen von Landau und der unglücklichen Schlacht bei Speier verhängte neue Bedrückungen über die kaum einigermaßen erholten Bewohner der pfälzischen Gebiete links des Rheins.

Am Schluß des Jahres 1777 fiel durch Aussterben der bayerischen Linie des Geschlechtes Wittelsbach auch das Kurfürstentum Bayern an Karl Theodor, Kurfürsten von der Pfalz, der daraufhin einem seit Jahren bestehenden Hausvertrag gemäß seine Residenz von Mannheim nach München verlegte. In den 15 Jahre später anhebenden Kriegen ging das linke Ufer des Rheins an Frankreich verloren und blieb unter der Republik, dem Kaiserreich, dem Königtum und nochmals während der 100 Tage Napoleons, im ganzen fast 18 Jahre lang französischer Besitz. Endlich im Jahre 1815, nachdem sich Napoleons Geschick bei Waterloo entschieden hatte, ward zunächst eine österreichische Verwaltung in die deutschen Gebiete links des Rheines eingesetzt, bis 1816 der neugebildete Rheinkreis an Bayern übergeben wurde.

Ludwigshafen am Rhein.

Ungefähr da, wo heute das Gebiet des Hauptzollamtes Ludwigshafen an das Rheinufer angrenzt, befand sich in kurpfälzischer Zeit ein Hornwerk, das die Befestigung von Mannheim vervollständigte und den Verkehr auf dem Rhein, wie besonders die sogen. fliegende Brücke, eine große selbsttätige Fähre, zu beschützen hatte. Unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm (1690—1716) wurde die Schanze durch den berühmten niederländischen Festungsbaumeister Coehorn (1699) neu angelegt, nachdem sie 1689 im Orleansschen Krieg von den Franzosen geschleift worden war. Dieses linksrheinische Festungswerk Mannheims hieß die Rheinschanze, wonach im 19. Jahrhundert, als die ganze Befestigungsanlage verschwunden war, dieser Name auf die kleine Ansiedelung übertragen wurde, die hier bis zur Gründung von Ludwigshafen bestand.

Um den Besitz der Rheinschanze wurde mehrmals heftig gestritten, so namentlich in der Belagerung 1713 (19.—27. Juni). Die Franzosen — ein Korps der Villarsschen Rheinarmee unter dem General Albergotti — drangen schließlich in die vom pfälzischen Oberstleutnant Kuhlau gegen die große Uebermacht geschickt verteidigte Rheinschanze ein, nachdem die Besatzung, zwei pfälzische Bataillone, nächtlicherweile das nicht länger zu behauptende Werk geräumt und sich samt ihren Geschützen auf bereit gehaltenen Schiffen über den Rhein nach Mannheim zurückgezogen hatte. Gegen Mannheim selbst konnten aber die Franzosen trotz der Einnahme seines linksrheinischen Außenwerkes doch nichts ausrichten.

Nicht so harmlos verlief das Aufgeben der Rheinschanze im Dezember 1794, als diese durch die Division Vachot der republikanischen Armee blockiert wurde. Wie die Franzosen in der Christnacht Mannheim über den Rhein hinüber aus ihren Uferbatterien zu bombardieren anfingen, schloß der Kommandant von Mannheim sogleich eine Uebereinkunft mit Vachot ab und lieferte ihm am 25. Dezember die Rheinschanze samt allen Geschützen aus. Im Besitz dieses wichtigen Werkes zwangen dann die Franzosen am 20. September 1795 auch Mannheim selbst zur Übergabe. Nachdem bald darauf die Österreicher den Franzosen Mannheim samt seinem linksrheinischen Außenwerk wieder abgenommen hatten, blieb die Rheinschanze bis 1798 der einzige Punkt am linken Rheinufer von Germersheim bis hinunter nach Kleve, der sich noch in deutscher Gewalt be-

fand. Am 25. Januar 1798 wurde aber auch dieses Werk, das damals durch eine Schiffbrücke mit Mannheim verbunden war, von den Franzosen unter General Ambert mit Sturm erobert. Kämpfe und Kriegsgetümmel berührten die Rheinschanze wieder 1814, als die Armee der Verbündeten dem bei Leipzig besiegten Napoleon nach Frankreich nachzog und sich unter dem russischen General v. Sacken von Mannheim aus den Rheinübergang erzwang.

Auch der Ort Ludwigshafen selbst sah schon kriegerische Ereignisse: Im badisch-pfälzischen Aufstand hatten preußische Truppen 1849 Ludwigshafen besetzt, worauf dieses am 15. Juni durch badische Artillerie, die zu den Aufständischen übergegangen war, von Mannheim aus heftig beschossen wurde; namentlich die Lagerhäuser und das Zollgebäude von Ludwigshafen wurden dadurch fast vollständig vernichtet. Ludwigshafen hatte damals eben eingesetzt sich Bedeutung zu erringen. Im Jahre 1833, als die Ansiedelung an der ehemaligen Rheinschanze aus nur zwei Häusern bestand, war der Platz zum Freihafen gemacht und sogleich mit einer Zollstation bedacht worden. Vom Mannheimer Rheinverkehr einen Teil an sich zu ziehen, gelang dem Freihafen anfangs nur in bescheidenem Umfang, bis die bayerische Regierung 1843 hier ein sogen. Handelsetablissement errichtete und damit den Grund zur Entwickelung einer neuen Rheinhandelsstadt legte. Gleichzeitig verlieh König Ludwig I. dem Ort den Namen Ludwigshafen. Es folgte nun der Bau eines Winterhafens und mehrerer Lagerhäuser, worauf sich nach vorübergehender Stockung, der Folge des Ereignisses von 1849, Handel und Verkehr wie Industrie und Gewerbetätigkeit in Ludwigshafen rasch entfalteten; besonders kam Ludwigshafen zum Aufblühen, nachdem im Frühjahr 1850 die Direktion der pfälzischen Bahnen ihren Sitz von Speier dahin verlegt hatte. Der Eisenbahnbetrieb in der Pfalz war am 13. Juni 1847 mit den Linien Ludwigshafen — Schifferstadt — Neustadt und Schifferstadt — Speier eröffnet worden.

Im Jahre 1852 wurde Ludwigshafen, das damals 1500 Einwohner zählte, unter die ständigen Gemeinden der Pfalz eingereiht und wenige Jahre später, 1859, zur Stadt und zugleich zum Kantonshauptort erhoben. Seitdem hat sich Ludwigshafen in einer Weise vergrößert, wie es wohl nur bei amerikanischen Städten vorgekommen ist. Die Einwohnerzahl, die schon 1880 auf 18 000 angewachsen war, ist bis zur Volkszählung 1905 auf über 72 000 emporgestiegen.

Der Stadtgemeinde Ludwigshafen sind im Verlaufe der Jahre einverleibt worden: Das nordwestlich gelegene Dorf Friesenheim mit seinen Höfen, von diesen schon vorausgängig der Hemshof und die Gräfenau; sodann am 1. Dezember 1899 das südwestlich, nahe dem neuen Luitpoldhafen gelegene Dorf Mundenheim.

Friesenheim, ein sehr altes Dorf, das schon in der Lorscher Handschrift des 8. Jahrhunderts vorkommt,

hatte eine Wasserburg, die Stammsitz der Herren v. Friesenheim war, eines Geschlechts, das in Urkunden des 13. Jahrhunderts öfters genannt wird. Später gingen Burg und Dorf Friesenheim an die Kurpfalz über. Kurfürst Friedrich II. erbaute sich an der Stelle der alten Burg auf dem Hirschbühler Hof, am Rand des Waldes Herrenholz, ein Jagdschloß, das im Dreißigjährigen Kriege wieder verschwand. Auf dem sehr beträchtlichen Wald- und Weideland der Gemeinde hatte die Kurfürstin Elisabeth Auguste, Gemahlin Karl Theodors, das Jagdrecht und hielt sich dort eine Fasanerie und einen Tiergarten. Im Jahre 1835 zählte Friesenheim mit den zugehörigen sechs Höfen, dem Hemshof, der Gräfenau, dem Ankerhof, dem Rohrbacher Hof, dem Ganter Hof und dem Haus an der Mannheimer Straße, 1200 Einwohner. Gegenüber Friesenheim war es, wo in der Neujahrsnacht 1814 die Verbündeten ihren Übergang vom rechten aufs linke Rheinufer bewerkstelligten, als sie der französischen Armee nach Frankreich folgten. Die Gemarkung von Friesenheim umfaßte den nördlichen Teil von Ludwigshafen samt dem Bahnhof und dem Marktplatz, bis i. J. 1852 die Gemarkungsgrenze zu Gunsten der Stadt neu gezogen wurde.

Der Hemshof kommt schon in Urkunden aus der Karolingerzeit als Dorf mit dem Namen Hemingesheim vor. Pfalzgraf Rudolf I. hatte das Dorf 1297 dem Nonnenkloster Klein-Frankenthal überlassen, später scheint es aber wieder eingezogen worden zu sein, denn Pfalzgraf Rupprecht Pipan wies 1392 seiner Gemahlin 3000 Goldgulden auf seinen Hof zu „Heimsheim bei Friesenheim" an. Im Jahre 1785 zählte der Hemshof, der Überrest des einstigen Dorfes, neun Familien (größtenteils Mennoniten) in acht Wohnhäusern. Die Gräfenau, ebenfalls eine sehr alte Ansiedelung, kam 1467 mit der Erbschaft des Landgrafen Hesso v. Leiningen an die Kurpfalz.

Mundenheim wird schon in der Zeit Karls des Großen erwähnt (Lorscher Handschrift); das Dorf scheint ein Lehen des Hochstifts Speier gewesen zu sein, wenn auch zugleich die Herren v. Dalberg verschiedene Gerechtsame hier hatten. Die Dalberger — und nach ihnen die Herren v. Zedtwitz — besaßen nämlich in Mundenheim ein sogen. freiadeliges Gut. Zur Gemeinde Mundenheim gehörte auch die Rheinschanze, und zwar noch 1836, als bereits ein königl. Oberzollamt und Hallenamt bei der Rheinschanze bestanden. Die Gemarkungsgrenze von Mundenheim war bis 1852, als endlich Ludwigshafen selbständige Gemeinde wurde, das südliche Ende des Marktplatzes von Ludwigshafen. Die Orte Friesenheim und Mundenheim, zu denen also vor einem halben Jahrhundert noch etwa je die Hälfte von Ludwigshafen gehörte, haben nun sogar die eigene Selbständigkeit an die im Lauf der Zeit auf ihrem Grund und Boden erblühte Stadt abgeben müssen. Das Dorf Mundenheim hatte 1667 nur 123 Einwohner und unter diesen nicht weniger als 115 kurpfälzische sogen. Wildfänge, d. h. heimatlose oder unehelich geborene kurpfälzische Untertanen aus der Pfalz

und einigen benachbarten Ländern, auf die sich das Wildfangrecht des Kurfürsten erstreckte. 1801 war die Einwohnerzahl des Dorfes 459, 1836 schon über 1200; zur Zeit der Aufnahme in die Stadt Ludwigshafen über 4000.

Oggersheim.

Oggersheim (alt: Agersheim) war im frühen Mittelalter ein bayerisches Lehen, das die Grafen v. Leiningen inne hatten. Graf Friedrich von Leiningen verkaufte, nachdem der Ort zur Stadt geworden war, Oggersheim im Jahre 1323 an die Pfalzgrafschaft; im Vertrag von Pavia 1329 behielten die Pfalzgrafen der jüngeren Linie die Stadt und 1424 kam sie an die Kurlinie, bei der sie blieb, solange die Kurpfalz bestand. Im Orleansschen Krieg 1689 teilte auch Oggersheim das Schicksal der umliegenden Städte: Es wurde von den Franzosen eingeäschert.

Pfalzgraf Joseph Karl aus der Sulzbacher Linie erbaute sich 1720 hier ein Lustschlößchen, das von 1765 an der Wohnsitz des Pfalzgrafen Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, des Stammvaters der Könige von Bayern, war. Hier verlebte Maximilian Joseph (geb. 1756), erster König von Bayern, der Großvater des Prinzregenten Luitpold, zwei seiner Jugendjahre. Nach dem Tode Friedrich Michaels (1767) hatte in Oggersheim des Kurfürsten Karl Theodor Gemahlin Elisabeth Auguste ihre Sommerresidenz.

Von dem wittelsbachischen Schlößchen in Oggersheim, das in den Stürmen der französischen Revolution zu Grunde ging, blieb ein Nebengebäude, die Orangerie, bis 1892 erhalten, wonach es dem Abbruch verfiel. In diesem fürstlichen Bau, dessen skulpturengeschmücktes Giebelfeld ins Historische Museum nach Speier kam, hauste von 1816 an die kleine bayerische Garnison, die von hier aus die Besatzung und Bewachung der Rheinschanze gegenüber von Mannheim zu besorgen hatte.

Frankenthal.

Schon im 8. Jahrhundert wird Frankenthal als Dorf des Wormsgaues erwähnt. Im Jahre 1119 gründete Erkenbert, Kämmerer von Worms, bei diesem Dorf eine Kirche und ein Kloster des Augustinerordens; Richlinde, Erkenberts Gemahlin, stiftete nahe dabei ein Kloster für Augustinerinnen, neben dem sich nun ebenfalls ein Dörflein entwickelte. Dieses hieß Klein-Frankenthal, das alte Dorf aber ward zum Unterschied fortan Groß-Frankenthal genannt. Das Frauenkloster Klein-Frankenthal wurde 1431 durch den Bischof von Worms wieder aufgelöst; im folgenden Jahrhundert zerstreuten sich auch die Mönche von Groß-Frankenthal bis auf wenige, nachdem im Bauernkrieg 1525 ihr Kloster unter Anführung des Erasmus v. d. Hauben, kurpfälzischen Lehensmanns zu Dirmstein, ausgeraubt und verwüstet worden war.

Schutzherren des Klosters waren schon seit Friedrichs I. Zeiten die Kurfürsten der Pfalz; als daher Friedrich III. 1582 den Wallonen, die wegen der Bedrückung durch die Spanier ihre niederländische Heimat aufgegeben hatten, Zuflucht in seinem Lande gewährte, wies er ihnen das geräumige Kloster Groß-Frankenthal als Wohnsitz an, während die wenigen damals noch vorhandenen Augustinermönche ins verlassene Frauenkloster Klein-Frankenthal übersiedeln mußten. Im Jahre 1564 verschwanden die Mönche auch von dort, und nun wurde den 60 Wallonen-Familien das Kloster Klein-Frankenthal ebenfalls eingeräumt. Beide Ansiedelungen bildeten von da an nur noch eine einzige Gemeinde. Die nur vorläufig in Besitz genommenen Klöster samt deren Gütern und Gefällen brachte der Kurfürst 1568 käuflich an sich, und trotz aller Einsprüche des Bischofs von Worms blieb es bei dem Kauf; ein weltlicher Schaffner wurde eingesetzt und Frankenthal dem Amt Heidelberg unterstellt.

Unter dem Pfalzgrafen Johann Kasimir erlangte das Dorf Frankenthal die Stadtrechte und 1583 wurde die neue Stadt mit einem Graben umgeben, wie auch durch einige Schanzen befestigt. Die Wallonen, ein rühriges Völkchen, trieben schwungvollen Handel, namentlich befuhren sie den Rhein, der mit ihrer Stadt durch einen von ihnen geschaffenen Kanal in Verbindung gebracht war. So blühte die Stadt immer schöner empor.

Im Jahre 1608 ließ Kurfürst Friedrich IV. Frankenthal zur Hauptfestung seines linksrheinischen Landes machen, ein Unternehmen, das nach dem 1610 erfolgten Tod Friedrichs während der Vormundschafts-Regierung Friedrichs V. (Johann II. von Pfalz-Zweibrücken) vollendet wurde. Im bald darauf ausgebrochenen Dreißigjährigen Krieg erfolgte auch schon die erste Belagerung, und zwar durch Spanier unter Cordoba; doch brachte damals der kurfürstliche General Graf Mansfeld der Festung Entsatz. Kaum zwei Jahre später wurde Frankenthal wieder von den Spaniern belagert und nach hartnäckiger Verteidigung eingenommen. (Während dieser zweiten Belagerung prägte man in der Stadt aus eingeschmolzenem Gold- und Silbergeschirr die schönen viereckigen Notmünzen, deren ganze Reihe im Historischen Museum von Speier wie teilweise auch im Erkenbert-Museum von Frankenthal zu sehen ist.) Bis 1632 hielten die Spanier Frankenthal besetzt; in jenem Jahre wurde es ihnen von den Schweden entrissen, fiel jedoch 1635 abermals in die Hände der Spanier. Erst 1652, vier Jahre nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens, räumten die Spanier die Stadt.

Unter dem Kurfürsten Karl Ludwig erholte sich Frankenthal wieder einigermaßen von all diesen Drangsalen, doch schon im Orleansschen Krieg 1688 wurde es durch ein französisches Heer unter dem Dauphin belagert, bombardiert und eingenommen. Beim Abzug 1689 legten die Franzosen die Stadt gänzlich in Asche. Nach dem Wiederaufbau erhob Kurfürst Johann Wilhelm 1701 Frankenthal zur dritten Hauptstadt der Kurpfalz und unter

Karl Philipp kam die Stadt wieder allmählich in die Höhe. Dessen Nachfolger Karl Theodor suchte hier namentlich Industrie und Handel zu entwickeln und legte 1773—1777 den neuen, geradlinigen Kanal an, nachdem der alte wallonische Kanal, der einen beträchtlichen Umweg zum Rhein gemacht hatte, seit dem Dreißigjährigen Krieg vollständig eingegangen war. Die Kosten von über 400 000 Gulden deckte Karl Theodor aus seinen Privatmitteln: Opus hoc de suo fieri jussit, sagt wenigstens eine Zeile der schwulstigen Inschrift an der dem Rhein zunächstgelegenen Schleuse des Kanals.

Unter den Fabriken Frankenthals, die unter Karl Theodor teils als Staats-, teils als unterstützte Privatbetriebe ins Leben traten, ist die Porzellanfabrik die berühmteste geworden. Sie wurde unter aller möglichen Beihilfe von seiten der kurfürstlichen Regierung 1755 durch den Straßburger Fayence-Fabrikanten Paul Hannong angelegt, aber schon 1761 vom Kurfürsten auf eigene Rechnung übernommen. Die Fabrik, welche namhafte Künstler als Modelleure und Maler beschäftigte und wirklich Hervorragendes leistete, ging 1799 mit dem Tod Karl Theodors ein, nachdem sie schon einige Jahre vorher von den Franzosen beschlagnahmt worden und an einen Unternehmer namens Nepomuk van Recum verpachtet gewesen war.

Die Kriegszüge der Franzosen am Rhein 1792—1795 und die nachfolgende Zeit brachten wie andere Orte auch Frankenthal im Wohlstand sehr herab, so daß beim Übergang an Bayern 1816 wenig mehr von seiner früheren Handels- und Gewerbetätigkeit vorhanden war; heute jedoch übertrifft Frankenthal als ein Hauptort der Industrie ums vielfache die Bedeutung, die es zur Zeit seiner höchsten Blüte unter Karl Theodors langer Regierung jemals gehabt hat.

Speier.

Speier (oder Speyer) ist eine uralte, städtische Gemeinschaft; es war die Hauptstadt Noviomagus des germanischen Volkes der Nemeter, bis die Römer unter Cäsar die am Rhein ansässigen Germanen, die Wangionen und Nemeter, besiegten. Die Stadt der Nemeter, genannt Noviomagus (neue Stadt) wurde zur römischen Munizipalstadt des Oberen Germaniens; sie hieß nun Nemeta oder Civitas Nemetum, und 450 Jahre lang, währenddem sich die Stadt weit ausdehnte, blieb dieser Zustand, der allerdings öfters durch germanische Einfälle aus überrheinischem Gebiet getrübt wurde, ziemlich unverändert. Dann aber vermochte das zerfallende Römische Reich in seinen Provinzen am Rhein nicht länger das zur Beherrschung des Gebietes erforderliche große Aufgebot von Macht zu unterhalten. Im Jahre 406 zogen die Legionen ab und nur in den Städten und Kastellen blieben geringe Besatzungen zurück um das Land äußerlich zu behaupten. Doch schon zu Beginn des 5. Jahrhunderts wurde das gänzliche Ende der Römerschaft am Rhein dadurch herbeigeführt,

daß das wilde germanische Volk der Vandalen von der Donau her in der Rheinebene erschien und Kastelle wie Städte überwältigte; so auch Nemeta. Dreißig Jahre später vernichteten Attilas hunnische Scharen, die auf der Rückkehr von ihrem Vordringen bis Burgund kulturerstickend den Rhein herab zogen, das, was die Vandalen noch übrig gelassen hatten; auch Nemeta, das schon so hoch entwickelte Städtewesen, erhielt den Todesstoß.

Nachdem im Jahre 496 die Germanen, die seit dem Abzug der Römer die Rheinebene bevölkerten, durch die Franken in einer Entscheidungsschlacht überwunden und vertrieben worden waren, traten allmählich geordnete Zustände ein. Die nun am linken Rheinufer herrschenden Franken, die bald das Christentum annahmen, schieden das Land in Gaue, und die auf den Trümmern von Nemeta neu erbaute Stadt erhielt den Namen Speier; zugleich wurde sie die Hauptstadt des Speiergaues.*)

Die Stadt blühte rasch empor und hob sich namentlich unter dem merowingischen König Dagobert I. († 638), der hier ein Bistum gründete. Der erste geschichtlich sichere Bischof von Speier (vermutlich der dritte in der Reihe) war Principius, 650—659 (keinenfalls Bischof Jesse um 346, eine Annahme, die ins Gebiet der Fabel gehört).

Unter den Karolingern gewann Speier noch wesentlich an Bedeutung. Karl der Große hatte in Speier eine kaiserliche Pfalz und bewohnte sie 775 mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern; Speier war Kaiserstadt. Reichstage wurden nun da in häufiger Folge gehalten, so die wichtigeren in den Jahren 842, 961 1045, 1087, 1529 usw. bis 1570; denn die Herrscher Deutschlands tagten gern in Speier. Der Salier Konrad II. gründete 1030 hier den Kaiserdom, in dessen Gruft er selbst und sieben seiner Nachfolger ihre Ruhestätte fanden. Der Urenkel Konrads, Heinrich V., der letzte Kaiser aus dem salischen Haus, erhob Speier im Jahre 1111 zur Freien Reichsstadt. Es geschah dies, als der Kaiser persönlich in Speier weilte um die endlich vom Kirchenbann befreite Leiche seines Vaters im Dome beizusetzen. Er räumte damit der Stadt Speier für ihre Treue gegen seinen Vater ein Vorrecht ein, das bis dahin keine andere Stadt im ganzen Reiche besaß.**)

Die Stadt gelangte denn auch zu großem Reichtum. und ihre Machtmittel brachten es zuwege, daß sie ums Jahr 1300, währenddem sie eines der wichtigsten Glieder des Rheinischen Städtebundes war, ihre völlige Unabhängigkeit von den Bischöfen erreichte.

---

*) Im Jahre 965 erwähnt der Weißenburger Kodex (aufbewahrt im Historischen Museum Speier) die Stadt wiederholt und ausschließlich mit dem Namen Spira, ebenso kommt sie in Kaiserurkunden des 10. Jahrhunderts vor. Dieser dritte Name der Stadt ist anscheinend von dem viel älteren Namen des hier in den Rhein mündenden Flüßchens Speier oder Speierbach (alt: Spiraha) abgeleitet. Die Schreibung „Speyer" wäre daher unberechtigt, wenn man in ihr nicht die amtliche Schreibung vor sich hätte.

**) Im Hinblick darauf, daß die selbständige Stadt Speier Sitz eines Bischofs mit außerstädtischer Territorialgewalt war, führte Speier gleich andern Städten mit Bischöfen, wie Straßburg, Worms, Köln usw. ausdrücklich die Bezeichnung Freie Reichsstadt, während die übrigen Städterepubliken Deutschlands sich in der Regel einfach als Reichsstadt bezeichneten.

Auch äußerer Gegner wußte sich die Reichsstadt zu erwehren. So hielt 1320 Speier erfolgreich einer acht Monate währenden heftigen Belagerung stand, die durch Erzherzog Leopold von Österreich über sie verhängt war. Die Wegnahme der Stadt sollte die Strafe der Speierer dafür sein, daß sie sich im Streite zwischen den zwei Bewerbern um den Kaiserthron nicht auf Seite Friedrichs des Schönen von Österreich, sondern auf die Ludwigs des Bayern geschlagen hatten.

Innere Verfassungsstreitigkeiten konnten das Aufblühen der Stadt und die Vermehrung des Wohlstandes wenig hindern; denn sie waren vorübergehender Natur. Dagegen hörten Zwistigkeiten mit den Bischöfen niemals auf, ja es kam sogar vor, daß der Streit mit Waffen ausgetragen wurde. Die Stadt obsiegte schließlich immer und setzte es durch, daß jeder Bischof die Stadtrechte beschwören mußte. Allerdings führten im Beginn des 18. Jahrhunderts erneute Mißhelligkeiten mit dem Bischof Hartard v. Rollingen und mit dessen Nachfolger Damian Hugo Grafen v. Schönborn zuerst zum sogen. Speierer Bauernkrieg und dann dazu, daß Bischof Schönborn seine Residenz in Speier aufgab und sich 1722—1726 ein Schloß in Bruchsal baute, das fortan die Residenz der Fürstbischöfe von Speier blieb.

Im 15. Jahrhundert standen Handels- und Gewerbetätigkeit und Hand in Hand damit der Reichtum Speiers auf dem Höhepunkt. Die Bürgerschaft huldigte zugleich dem Fortschritt der Zeit auf den Gebieten der Künste und Wissenschaften. Die Buchdruckerkunst fand schon in ihrer Frühzeit hier eine Stätte reicher Tätigkeit, nachdem Peter Drach der Ältere hier 1471 eine Druckerei begründet hatte. Dessen gleichnamiger Sohn überflügelte sogar gegen Ende des 15. Jahrhunderts hinsichtlich der Leistung die Buchdruckerei Schöffers in Mainz insoweit, daß die wichtigsten Druckaufträge des Reiches nicht mehr der Mainzer Druckerei, sondern dem Speierer Meister Peter Drach dem Jüngeren übertragen wurden.

In der Zeit von 1526 bis 1531 barg Speier in seinen Mauern das sogen. Reichsregiment, die kaiserliche Regierung, an deren Spitze als Statthalter des Kaisers Pfalzgraf Friedrich, der spätere Kurfürst, gestellt war. Außer ihm gehörten zum Reichsregiment noch 22 Mitglieder, die ihre Ernennung teils vom Kaiser, teils von den Fürsten und Ständen des Reiches empfangen hatten. Diese Einrichtung war getroffen worden, weil sich Kaiser Karl V. fast ständig in seinem von ihm bevorzugten Lande Spanien aufhielt. Man konnte damals Speier gewissermaßen als Hauptstadt des Deutschen Reiches ansehen. So vollzog auch Statthalter Friedrich die Ausschreibung des wichtigen Reichstages vom Jahre 1529 in der Stadt Speier als dem Sitz des Reichsregiments. Auf jenem Reichstag ergab sich in Speier die Rettung der evangelischen Lehre. Eine Anzahl der bei den Beschlüssen des Reichstages in der Minderheit gebliebenen Fürsten und Städte legten nämlich Protest gegen den Reichstagsabschied ein, vor allem des-

halb, weil darin bestimmt war, daß fortan niemand mehr in deutschen Landen zur Neuen Lehre übertreten dürfe. Durch diesen Protest, der den Protestanten den Namen gab, wurde der Reichstagsabschied unwirksam gemacht, und der Übertritt Einzelner wie der Fürsten und Städte mit ihren Untertanen blieb ferner ermöglicht.

Das stürmische 17. Jahrhundert mit dem Dreißigjährigen Krieg in seiner ersten Hälfte ließ Speier allmählich von seiner Höhe herabsinken. Immerhin war es 40 Jahre nach dem Westfälischen Frieden noch eine glänzende Stadt und als Sitz des Reichskammergerichts, des höchsten Gerichtshofes im Reich, auch von allgemeiner Bedeutung; aber der grauenhafte Orleanssche Krieg in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zerstörte dies alles und tilgte Speier vorübergehend ganz aus der Reihe der menschlichen Gemeinwesen aus. Die friedliche Stadt wurde nach völliger Austreibung der Bewohner im Mai 1689 geplündert, die Kaisergräber im Dome — soweit sie die gierigen Blicke der Soldaten entdecken konnten — erbrochen und durchwühlt, schließlich die Stadt an allen Ecken angezündet und in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt, aus dem nur die Domruine und der wunderbar erhalten gebliebene Altpörtel-Turm vereinsamt emporragten. Fast zehn Jahre lang lagen die Brandruinen öde und verlassen; dann begann allmählich der Wiederaufbau. Aber nicht mehr in alter Schönheit erstand die Freie Reichsstadt; denn verarmt und an Zahl verringert kehrte die Bürgerschaft zur Stätte zurück, wo sich vordem behagliche, kunstgeschmückte Bauten erhoben hatten und jetzt nur Schutt und Asche den Boden bedeckte. Im damaligen Schicksal der Stadt Speier und ihrer Bewohner spiegelt sich darum am deutlichsten jene schreckliche Zeit wieder, als noch die deutschen Grenzlande am Rhein jedem Einbruch der Franzosen wehrlos offen standen. Leider blieb das Reichskammergericht mit seinen vielen Richtern, Anwälten und Schreibern dem wiedererstehenden Speier fern. Von 1530 an bis zum Unglücksjahr 1689, also 159 Jahre lang, hatte es daselbst seinen Sitz gehabt, war aber dann endgültig in Wetzlar angesiedelt worden.

Schon die ersten Jahre nach Neu-Erstehung der Stadt Speier brachten über sie neues Kriegselend. Der Spanische Erbfolgekrieg, dazu noch die Nachbarschaft der Festung Landau waren hemmend für Speiers Wiederemporkommen, und die Schlacht am Speierbach, die große Entscheidungsschlacht des Feldzuges 1703, die am 15. November vor den Toren der Stadt zwischen Franzosen und einem holländisch-deutschen Heer geschlagen wurde, ist das geschichtliche Wahrzeichen dafür; die Franzosen erfochten einen uneingeschränkten Sieg und besetzten danach die Stadt.

Nicht viel besser als im Unglücksjahr 1689 erging es Speier am Ende des 18. Jahrhunderts bei Überflutung der rheinischen Länder durch die Armeen der französischen Republik. Die Stadt wurde gebrandschatzt, der Dom in gemeiner Weise kahl ausgeraubt, mehrere Kaisergräber abermals aufgebrochen und nach Wertsachen durchwühlt,

die Glocken gestohlen und der Kaiserdom schließlich zu einem Magazin herabgewürdigt. Dagegen geschah die feierliche Aufpflanzung des Freiheitsbaumes und schwulstige Reden der französischen und einheimischen Gleichheitsmänner sollten die Bewohner von Speier über das ihnen zugefügte Ungemach hinwegtäuschen. Der Friedensschluß in Lunéville 1801 überantwortete Speier wie das ganze linke Rheinufer an Frankreich, nachdem die Franzosen ohnehin schon einige Jahre hindurch hier ungestört als Herren geschaltet und gewaltet hatten. Nach dem zweiten Pariser Frieden kam Speier ans Königreich Bayern, wonach es sogleich zur Hauptstadt des neugebildeten Rheinkreises erhoben wurde. Die linksrheinische Diözese von Speier blieb einstweilen zwischen den Bistümern Straßburg und Mainz aufgeteilt, bis 1822 auf Grund des Konkordats das Bistum für die Pfalz mit dem Sitz in Speier zustande kam.

Der Dom zu Speier.

1. Geschichte.*)

Die Erbauung eines Kaiserdomes in Speier entspringt dem Beschluß Konrads II., des großen Kaisers aus salischem Geschlecht, der den Grundstein zum Dom selbst legte, und zwar im Jahre 1030. Der Dom ist dieser frühen Zeit gemäß unter dem Kaiser und dessen Sohn Heinrich III. im romanischen Stil erbaut worden, doch hatte ihn der erste Baumeister als Pfeilerbasilika geplant und die Einwölbung des Mittelschiffes, wie sie heute besteht, noch keineswegs vorgesehen. Die Decke bildeten vielmehr rippenlose Kreuzgewölbe. Aber schon 1082, noch ehe die Querschiffe, Türme und andere Teile des Domes ausgebaut waren, entschloß sich Kaiser Heinrich IV. dem Salierdome ein Äußeres zu geben, wie dieses den inzwischen erzielten Fortschritten in der Baukunst entsprach. Zugleich sollte das Bauwerk innen und außen glanzvoller gestaltet werden. Er ordnete einen Umbau an, der sich auf alle Teile des Hauses erstreckte. Nun erst ließ man die kunstvolle, schwere Mittelschiffswölbung erstehen, wie sie sich in den alten Teilen des Langschiffes bis jetzt erhalten hat. Zu diesem Zwecke mußten die Hauptpfeiler durch einen Vorbau und neue, kräftigere Säulenvorlagen verstärkt und auch die Zwischenpfeiler ummantelt werden. Die ursprünglich den Pfeilern vorgelegten Halbsäulen sind dabei als Mauerkerne in die Verstärkung der Pfeiler eingeschlossen worden. Der Umbau, wozu der Plan vom Bischof Benno von Osnabrück herrührte, dauerte von 1082 bis 1135. Benno leitete die Ausführung persönlich bis zu seinem 1088 erfolgten Tode. Uns unbekannte Baumeister setzten das Werk fort, bis 1097 Otto von Mistelbach, der spätere Bischof von Bamberg, die Bauleitung übernahm. Im Jahre 1103 zog Otto als Bischof nach Bamberg, und nun besorgte sein bis-

*) Ausführliches über den Dom und seine wechselvolle Geschichte siehe bei Albert Schwartzenberger, Der Dom zu Speier, 2 Bände, Preis 15 M. Verlag von Ludwig Witter, Neustadt a. d. Hardt 1903.

heriger, ebenfalls mit Namen nicht bekannter Mitarbeiter den Weiterbau allein; die neue Mittelschiffswölbung war aber bereits unter Otto durchgeführt worden. Die reichen Steinmetzarbeiten zur Architektur hatte man erst zum Teil ausgeführt, als der große Förderer des Dombaues, Kaiser Heinrich IV., im Jahre 1106 starb. Nun übernahmen nacheinander mehrere Baumeister bis 1135 den Ausbau, jedoch mußten sie diesen wegen der jetzt nur noch bescheiden fließenden Mittel in viel einfacherer Weise gestalten als es nach Heinrichs IV. Absicht der Plan des Bischofs Benno vorgesehen hatte. Viele Skulpturen sind so bis zum heutigen Tage unvollendet oder ganz unausgeführt geblieben.

Die Schicksale des Bauwerks waren im Verlauf seines über achthundertjährigen Bestehens wechselvoll und brachten ihm manchmal schwere Beschädigung durch Blitzschlag und Brand. Aber immer wurde der Dom vollkommen wieder hergestellt, so nach 1137, 1159, 1289, 1400 und 1450, bis dann infolge der Niederbrennung Speiers durch die Franzosen 1689 dem Dom schier unheilbarer Schaden zugefügt wurde. Durch die Zusicherung, daß der Dom bei Niederbrennung der Stadt allein geschont werden würde, verlockte man die Einwohner von Speier dazu ihr Hausgeräte im Innern des Steinbaues zu bergen. Diese so von den Speierern selbst im Dom aufgestapelten Brennstoffe wurden dem Dom verhängnisvoll, als der Wind den Brand der Stadt auf das Dach des Domes übertrug; denn da beim Brand des Dachstuhls die Gewölbe teilweise barsten, so gingen die im Innern zusammengetragenen Geräte in Flammen auf. Der so vermehrten Glut vermochte auch der Steinkoloß des Domes nicht völlig zu widerstehen. Große Teile des Langschiffs stürzten in sich zusammen. Die stehen gebliebenen Teile des Langhauses, ferner Querschiff, Türme, Chor und Vorhalle sollten dann durch Pulver gesprengt werden, und die Minen waren schon gelegt, als es gelang, die Franzosen zur Aufgabe ihres niederträchtigen Vorhabens zu bewegen.

Im Jahre 1702 begann man, die Kirche wieder auszubauen, doch zog sich dies bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hin. Währenddem vergrößerten sich die noch von 1689 her an den alten Bauteilen vorhandenen Schäden, und so mußte 1755, statt daß man einen wiederhergestellten Dom hatte, die Vorhalle mit ihren zwei Türmen wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. Bis zum Jahre 1759 geschah dann noch die Ausbesserung des Kuppelturmes über der Vierung und die des Stiftchors. Gleichzeitig wurden die vier Pfeiler und die Tragbogen der Vierungs-Kuppel verstärkt und dadurch leider der Durchblick vom Schiff auf das Stiftschor für immer etwas eingeengt. Unter dem Bischof Grafen Limburg-Styrum vollzog sich 1772—78 die völlige Wiederherstellung des Baues als Kirche im früheren Umfang. Die Scheidewand zwischen Langschiff und Königschor, die lange Zeit hindurch die westliche Außenmauer des verstümmelten Domes gebildet hatte, wurde abgerissen und so der mächtige Innenraum wieder in alter Größe und Schönheit aufgetan; äußerlich

allerdings vollzog sich der Ausbau weniger glücklich: An Stelle der romanischen Vorhalle entstand ein langweiliger Zopfbau, an dessen Kanten sich vorn in der Fassade, und da, wo früher die Westtürme gestanden hatten, je zwei hohe, kugelgekrönte Eckpyramiden anlehnten.

Nicht lange erfreute sich der Dom seiner Wiederherstellung; 1793 kamen die zügellosen Horden der französischen Republik, und bald hörte der Dom auf, ein Gotteshaus zu sein. Er wurde zu einem Magazin für Baumaterial, Heu und Stroh benützt, nachdem alles Heilige darin zerschlagen oder geraubt war. Als im Frieden von Campo Formio 1797 infolge einer Geheimklausel die deutschen Länder links des Rheins von Österreich an Frankreich überlassen worden waren und der Friede von Lunéville 1801 diese Abtretung auch vor aller Welt bestätigt hatte, wurde 1802 der Dom von Speier durch Konsularbeschluß als französisches Nationaleigentum erklärt und 1804 sollte er als solches auf Abbruch versteigert werden. Der Erlös war auf 7—15,000 Frcs. eingeschätzt. Die Vorhalle des Domes, der Zopfbau des Bischofs Limburg-Styrum, sollte erhalten bleiben, um in einen Triumphbogen zu Ehren der französischen Nation umgewandelt zu werden. Die große steinerne Madonna über der Vorhalle wollte man in eine Napoleonsstatue ummeißeln. Die vereinigten Vorstellungen der Stadt Speier und des Domkapitels beim Kaiser Napoleon, namentlich aber deren persönliche Fürsprache bei der Kaiserin Josephine, die Speier zufällig im rechten Augenblick auf einer Reise berührte, bewirkten endlich, daß der bereits erlassene Befehl zur Niederreißung des Domes unausgeführt blieb und der Dom sogar durch kaiserliches Dekret vom 23. September 1806 dem katholischen Kultus zurückgegeben wurde. Aber trotzdem hatte der Dom noch ein ganzes Jahrzehnt hindurch abwechselnd als Kriegsmagazin, als Gewahrsam für Kriegsgefangene oder als Lazarett für verwundete und kranke Soldaten der kaiserlichen Armee zu dienen. Erst nach dem Übergang Speiers an Bayern schlug dem arg mitgenommenen Kaiserdom eine bessere Stunde. Im Jahre 1819 begannen die Wiederherstellungsarbeiten, und am 27. Mai 1822 wurde der Dom durch ein feierliches Pontifikalamt wieder eingeweiht. König Ludwig I. ließ 1846 bis 1853 durch den Maler Schraudolph den Dom mit Freskogemälden ausstatten und Maler Schwarzmann führte gleichzeitig den ornamentalen farbigen Wandschmuck aus.

Nach der glänzenden Herstellung des Dom-Innern empfand man um so mehr den Gegensatz der verzopften Fassade zu den übrigen Teilen des Baues. König Ludwig, der damals schon die Regierung niedergelegt hatte, betrieb nun auch die Erneuerung der Vorhalle und gewann dafür den badischen Baudirektor Hübsch. Gelder flossen von allen Seiten; König Ludwig selbst, der Kaiser von Österreich, der Herzog von Nassau, die Stadt Speier und der Dombauverein brachten die beträchtliche Bausumme zusammen, und bis Oktober 1858 war das Werk getan. Die Vorhalle samt ihrem Kuppelturm und die zwei Westtürme

des Langhauses erstanden neu im Stil des Hauptbaues, und der Dom hatte damit wenigstens seine alte Gestalt wieder gewonnen.

Der letzte Erneuerungsbau am Dom fand 1868 statt, und zwar auf der Rheinseite, außen oberhalb der Chor-Apsis, wo eine kahle Wand und ein Walmdach den Giebel verunzierten; es wurde zum guten Ende der jetzige stilgerechte Giebel mit beiderseits aufsteigenden Arkaden nach Hübschs hinterlassenem Plan eingebaut. Abgesehen von dem alten gotischen Anbau der Sakristei entspricht nur ein einziger Bauteil des Domes nicht dem romanischen Stil des Gesamtbaues: es ist die Bedachung des achteckigen Turmes über der Vierung von Langschiff und Querschiff; doch hier hätte ein Umbau zugleich den Untergang des malerischen Schmuckes im Innern der Kuppel bedeutet, und so blieb der Plan Hübschs in diesem einen Punkt unausgeführt.

2. Beschreibung.

Der Dom besteht aus einer großen Vorhalle im Westen, nämlich der sogenannten Kaiserhalle, an die sich das Langhaus anschließt. Dieses erstreckt sich von Westen und Osten, ist dreischiffig und hat bis zum Querschiff hin sechs Doppeljoche. Das Querschiff bildet bei Schneidung des Langhauses die kuppelgewölbte Vierung. Zwischen Mittelschiff und Vierung ist ein Chor eingeschaltet, das die Bezeichnung Königschor führt, weil sich unter ihm die Begräbnisstätte der Deutschen Könige und Römisch-Deutschen Kaiser befindet. Das eigentliche Chor des Domes ist das Stiftschor, dessen Apsis den Bau nach Osten hin halbkreisförmig abschließt. Das Querschiff enthält rechts und links je ein Seitenchor.

Die Länge des Mittelschiffs beträgt 153 m, des Querschiffs 60 m, die Höhe des Mittelschiffs 32 m.

Die Fassade der Vorhalle zeigt abwechslungsweise Quaderschichten von rötlichem und gelbem Sandstein. Sie ist im Untergeschoß durch drei reich gegliederte Portale, im oberen durch drei Fenster unterbrochen, deren mittelstes ein großes Radfenster ist. Die Mitte des Radfensters nimmt ein Christushaupt ein, die vier Zwickelfächer enthalten die apokalyptischen Gestalten. Über dem Mittelportal sind fünf stufenförmig angeordnete Nischen vorhanden, worin oben in der Mitte die Mutter Gottes, dieser zur rechten der heil. Michael und der heil. Stephan, zur linken der Apostel Johannes und der heil. Bernhard von Clairvaux stehen; alle diese Figuren sind aus pfälzischem Sandstein gefertigt, und zwar vom Bildhauer Jos. Gasser. Im Innern gliedert sich die Vorhalle durch ein dreifaches Kreuzgewölbe in drei unter sich verbundene Räume, die zusammen die Kaiserhalle bilden.

Das Langhaus samt dem Königschor ist durch zwei Reihen von je zwölf Pfeilern, auf deren Schmiegegesimse sich die Bögen der Mittelschiffwände stützen, in drei Schiffe zerlegt. Bei diesen Pfeilern wechseln Hauptpfeiler mit schwächeren Zwischenpfeilern ab, dergestalt daß den

Hauptpfeilern zumeist die Aufgabe zufällt, die sechs Kreuzgewölbe des Mittelschiffs zu tragen. Den Hauptpfeilern sind Dreiviertelpfeiler vorgelagert, die auf einfacher attischer Basis ruhen und — abgesehen von ihren reich entwickelten Kapitellen korinthischen Vorbildes — in der Höhe von ungefähr 13 m über dem Boden durch weitausladende Zwischenkapitelle mit Blattwerksverzierung eine harmonische Unterbrechung erfahren. Die Zwischenpfeiler haben nur Halbsäulen mit schmucklosen Würfelkapitellen und sind ohne die Zwischenkapitelle. Von all diesen Pfeilern sind nur die sechs östlichen Pfeilerpaare (die zwei vorderen Eckpfeiler der Vierung mit eingerechnet) die alten, ursprünglichen, übrigens nicht in voller Höhe sichtbar; denn da der Boden des Domes und namentlich der des Königschores nachträglich erhöht wurde, so stecken die Säulenfüße verborgen im Untergrund. Man war daher genötigt den alten Pfeilern sowohl, wie den neu aufgerichteten in der Höhe des nunmehrigen Bodenbeleges glatte Sockel vorzulegen.

Im August 1900 hob man den Brandschutt von 1689 unter dem bisherigen Bodenbeleg des Königschores aus um die Kaisergräber zu erforschen; dabei wurde auch ein Paar der bis dahin über 2 m tief im Schutt eingebetteten alten Hauptpfeiler am Fuße freigelegt, und zwar der nordwestliche und der südwestliche Hauptpfeiler des Königschores. Am Fuß der Pfeiler enthüllte sich eine schön geformte attische Basis mit Eckblättern auf der Unterlagsplatte; ferner hat es sich gezeigt, daß die Pfeilervorlage — wie der Pfeilerkern selbst — aus grauen und roten Sandsteinquadern besteht. Für die Beurteilung der Frage, in welcher Weise die Mittelschiffwölbung im ursprünglichen Plane vorgesehen war, ist die Gestaltung dieser bis dahin verborgenen Pfeilerfüße, namentlich aber die Feststellung von Wichtigkeit, daß eine Pfeilervorlage (die nachträglich erfolgte Verstärkung) in entsprechender Dicke und Anordnung vorhanden ist. Der Befund dieser schon bald nach dem Jahre 1111 durch Anschüttung verhüllten Bauteile hat bestätigt, daß der Dom von Anfang an eine Pfeilerbasilika mit Kreuzgewölben gewesen ist, daß also auch das Mittelschiff nicht etwa durch eine flache Decke, sondern schon 1061 durch Kreuzgewölbe abgeschlossen war.

Der Ehrenschmuck der unter dem Königschor in der Gruft ruhenden kaiserlichen Überreste ist im Innern des Domes unter der hohen Wölbung des Königschores angebracht worden, und zwar frei im Raume an stilvoll ausgestalteten, vergoldeten Ketten: Zu oberst in der Mitte eine getriebene, vergoldete Kaiserkrone (in Form der Krone Karls d. Gr.), deren Durchmesser über 2 m hat; darunter ein vergoldetes Kreuz, an dessen Seitenarmen das Alpha und das Omega angebracht sind. Etwas tiefer hängen die zwölf von goldenen Kronen überragten Ampeln aus Rubinglas, die uns die Lage einer jeden der kaiserlichen Grabstätten andeuten.

In die Steinfließen des Königschors sind genau über den Gräbern Steinplatten in Größe der Särge eingelassen;

eine Inschrift verkündet auf jeder Steinplatte, wer unter ihr in der Kaisergruft ruht. Und darüber schwebt der Ehrenschmuck: Krone, Kreuz und Ampeln.

Unmittelbar vor den Stufen des Königschors bemerkt man im Fußbodenbelag des Langschiffes vier ähnliche Grabplatten: sie decken die Gräber der vier letztverstorbenen Bischöfe von Speier, nämlich der Bischöfe Nikolaus v. Weiß † 1869, Konrad Reither † 1871, Bonifaz v. Haneberg † 1876 und Josef v. Ehrler † 1905.

Der Kaiserdom ich sechstürmig. Von den vier Seitentürmen stehen zwei im Westen dicht hinter der Vorhalle, je rechts und links am Langhaus, die andern zwei auf der Ostseite des Baues in den Genicken zwischen Apsis und Querschiff. Jeder dieser viereckigen Türme hat als Abschluß einen achteckigen Steinhelm, während die Außenmauern der Türme oben als Giebel enden und so vierfach in die Steinhelme hineinragen. Die Osttürme sind je 76 m hoch, die Westtürme etwas niedriger. An der äußeren Kante des nordöstlichen Turmes zeigt sich ein eigenartiger Strebepfeiler, ein Bauteil des Domes vom Jahre 1756; er ist von zwei übereinander angeordneten halbkreisförmigen Bögen durchbrochen und lehnt sich mit seinem nordöstlichen Abschluß gegen ein Stück alten Mauerwerks, nämlich gegen die Überreste eines Turmes der Bischöflichen Pfalz, des Palastes, der einst hier angrenzte, aber 1806 unter der französischen Verwaltung abgebrochen wurde. Über der Vorhalle und über der Vierung von Langschiff und Querschiff hat der Dom je einen breiten achteckigen Turm, von denen der Vierungsturm ein stilwidriges Zwiebeldach, der andere, neue Turm über der Vorhalle aber die romanische Steinpyramide als Bedachung hat. Im Turm der Vorhalle ist das schöne Domgeläute sowie das Uhrwerk untergebracht. Außen, hoch oben unter dem Dachgesims des Domes, zieht sich eine Zwerg-Galerie rings um den Bau. Diese Arkaden, die einen überaus reizvollen Schmuck des Dombaues bilden, ermöglichen einen vollständigen Rundgang.

Die Krypta, eine große Unterkirche, erstreckt sich in Kreuzform unterhalb des ganzen Ostteils des Domes, nämlich tief im Boden unter dem Stiftschor, der Vierung und den Querschifflügeln hin. Der vierte, nach Westen gerichtete, kurze und schmale Kreuzesarm dieser besonderen Kirche führt hinauf zur Kaisergruft, vor deren Stufen das alte Sterbedenkmal des Kaisers Rudolf von Habsburg aufgestellt ist.

Die für eine Unterkirche ungewöhnlich hoch gehaltenen Gewölbe der Krypta stempeln diese zu einem der großartigsten Bauwerke solcher Art, besonders im Hinblick auf die bedeutende Ausdehnung der halb unterirdischen Anlage. In der Breite (von S nach N) mißt die Krypta über 45 m, in der Tiefe über 33 m im Lichten, und zwar ohne Einbeziehung der Nischen. Die Höhe der einzelnen Hallen wechselt zwischen 6,3 und 6,7 m. Entsprechend der Anlage unterhalb des Querschiffes und des Stiftschors der Dom-

kirche besteht die Krypta aus einer Querhalle, die durch die Pfeilerstellungen in drei einzelne Hallen von quadratischer Grundform eingeteilt ist, und aus einer Chorhalle samt Apsis. Jedes der drei Quadrate der Querhalle wird durch vier Mittelsäulen wieder in je neun Quadrate zerlegt. Die Chorhalle wird durch zwei Säulenreihen in drei gleich breite Schiffe, die von West nach Ost gerichtet sind, geschieden.

Die 20 freitragenden Säulen der Krypta ruhen auf attischen Basen und haben einfache Würfelkapitelle. In der Querhalle erscheinen an den Wänden und Pfeilern auch Halbsäulen als Träger der Gewölbegurten. Die Krypta enthält sieben Altäre, nämlich den Hauptaltar in der Apsis und sechs Nebenaltäre in der Querhalle. Über dem Hauptaltar hat man in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts eine Pietá von Bildhauer Renn (Speier) angebracht.

Zweifellos war die Unterkirche des Domes schon von Anfang an zur Abhaltung von Gottesdiensten bestimmt und benützt worden. Noch jetzt wird alljährlich in der Passionszeit Gottesdienst darin abgehalten. In der Eigenschaft als Totenstätte oder Gruftkirche kam die Krypta wohl erst in zweiter Linie in Betracht. Von königlichen Personen ist darin nur Adelheid, Tochter Heinrichs IV., beigesetzt, und zwar vor dem Altar, der dem heil. Ägidius geweiht ist; auch mehrere Bischöfe mögen da ihre Ruhestätte gefunden haben. Eine Grabplatte mit der lebensgroßen Figur eines Bischofs als Flachrelief liegt eben mit dem Fußboden im Mittelschiff der Krypta, in der Nähe des Taufbeckens, das die Mitte der Chorhalle einnimmt und der Rauschende Kelch genannt wird. In der Chorwand hinter dem Altar der Krypta sind zwei Steinskulpturen eingemauert, die man aus dem Brandschutt von 1689 des Kreuzgangs der Südseite des Domes herausgelesen und hier in Sicherheit gebracht hat. Die als gotisch anzusprechenden Steinmetzarbeiten stellen zwei Kriegsknechte vor, die allem Anschein nach zu einem zerstörten Grabdenkmal, vielleicht auch zum Ölberg gehört haben. Vor dem Eingang zur Kaisergruft in der weihevollen Halle der Krypta hat ein ehrwürdiges altes Kaiserdenkmal seinen Platz gefunden, das Denkmal des Kaisers Rudolf von Habsburg. Es ist ein Stein mit Bild und Schrift, der aus dem Sterbehause Rudolfs stammt und den Kaiser liegend als Hochrelief in ganzer Figur mit Krone, Szepter und Reichsapfel und einem Löwen zu den Füßen darstellt. Diese künstlerisch ausgeführte gotische Skulptur, die wohl gleich nach des Kaisers in Speier selbst erfolgtem Hinscheiden entstanden ist, wurde im Anfang des 19. Jahrhunderts auf der Ruinenstätte des 1689 vernichteten Johanniterhofes in Speier — da wo jetzt der Neubau des Amtsgerichtes steht — im Schutt gefunden; im Johanniterhofe aber hat vermutlich Kaiser Rudolf, der seinen Ritt nach Speier schon todkrank angetreten hatte, die Seele ausgehaucht, und zwar am 25. Juli 1291. Zum Andenken an dieses geschichtliche Ereignis oder an die Aufbahrung

ließen dann die Johanniter in ihrer Kapelle, vielleicht auch im Sterberaum selbst, das Denkmal mit dem Bildnis des Kaisers anbringen. Die Umschrift auf der Randführung der Platte lautet: Anno Domini MCCXCI mense julio in die divisionis Apostolorum Rudolphus de Habsburg, Romanorum Rex, anno regni sui XVIII obiit!

Am nördlichen Seitenschiff des Domes ist die St. Afrakapelle, am südlichen die St. Emerams-Taufkapelle samt der St. Katharinenkapelle angebaut.

Die St. Afrakapelle, die sich auf der Nordseite des Langschiffes — beginnend an der westlichen Außenmauer des Querschiffes — anschmiegt, hat im Verhältnis zur Höhe und Breite eine auffallende Länge (etwa 20 auf 6 m); diese Gestaltung scheint aber nicht im ursprünglichen Bauplan von etwa 1003 vorgesehen gewesen zu sein, denn bestimmte Anzeichen weisen darauf hin, daß die westliche Hälfte der Kapelle dereinst eine offene Halle war. Die westliche Abschlußmauer, die sich vermutlich am Gurtbogen eines Wandpfeilers in der Mitte des jetzigen Raumes anfügte, wurde etwas später abgebrochen und am westlichen Ende der Vorhalle ein neuer Abschluß errichtet, wobei man die Halle natürlich auch gegen Norden durch Vermauerung abschloß.

Die gegenwärtige Überwölbung der 1689 mit dem Dom halb zerstörten Kapelle ist 1850 vorgenommen worden. Es sind zwei Kreuzgewölbe, die jedoch von den zwölf alten Vollsäulen getragen werden. Diese haben attische Basen mit Eckzehen, aber die Kapitelle waren nur bei einigen Säulen der Westhälfte (in der ursprünglichen Vorhalle) zu alter Zeit vollendet worden; sie zeigen Akanthusblätter und Voluten. Auf der Innenseite der Westwand, rechts und links von der äußeren Eingangstüre, haben zwei der alten Säulenkapitelle an Stelle der Voluten je einen hockenden Affen. Von den 14 Kapitellen sind nur fünf vollendet, zwei halbvollendet und sieben roh.

In der Ostwand ist eine Nische ausgespart, worin der Altar steht; die Fläche über diesem füllt ein Freskogemälde mit der Gestalt der heiligen Afra aus. Ein Eingang in die Afrakapelle besteht auch vom Innern des Domes, nämlich vom nördlichen Seitenschiff her. Erbaut ist die Afrakapelle vermutlich erst in der letzten Zeit der Regierung Heinrichs IV., etwa nach 1097, als Otto von Mistelbach die Bauleitung des Domes angetreten hatte. Der Kaiser stiftete die Kapelle in der Absicht eine Relique der heiligen Afra, die ihm Bischof Heriman von Augsburg überlassen hatte, darin zu bewahren.

In der Afrakapelle ruhte die Leiche Heinrichs IV. von 1106—1111, bis nämlich der Kirchenbann, der auch nach dem Tode des Kaisers noch seine Wirksamkeit hatte, aufgehoben war. Allerdings war Heinrichs IV. Leiche — nachdem man sie 1106 von Lüttich nach Speier verbracht hatte — schon im Königschor des Domes beigesetzt gewesen; sie mußte aber alsbald wieder daraus entfernt werden, und nun erfolgte die Aufstellung des Sarges in der

St. Afrakapelle. Es ist daraus zu schließen, daß die Afrakapelle, deren zum Teil unvollendet gebliebene Säulenkapitelle die plötzliche Einstellung der Bautätigkeit bekunden, damals noch nicht geweiht war; vermutlich hatte man den Bau zum Zweck der Aufbahrung des Sarges mit der Kaiserleiche rasch zu einem gewissen Abschluß gebracht. Im Jahre 1111 wurde dann der Sarg Heinrichs IV. in Anwesenheit Heinrichs V. von der Afrakapelle feierlich in das Königschor überführt und dort neben dem Sarge Heinrichs III. endgültig beigesetzt.

Die St. Emeramskapelle (früher St. Martinskapelle geheißen), ist die Taufkapelle des Domes. Sie hat ihren Eingang nur vom Innern des Domes her, und zwar führt die Pforte vom südlichen Seitenschiff aus hinab in den Raum, der über einen Meter tiefer liegt, als der Boden des Seitenschiffes. Das Innere der Kapelle bildet einen quadratischen, überwölbten Raum mit vier freitragenden Säulen, die attische Basen und Blattwerk-Kapitelle haben. Durch die vier Säulen, denen einige Wandpfeiler entsprechen, wird der Raum in drei Schiffe geteilt. Im Mittelschiff ist an der Ostwand ein Tafelaltar und darüber ein Madonnenbild von Gasser angebracht. Unter dem mittleren Kreuzgewölbe steht der Taufstein aus schwarzem Marmor, eine Arbeit, die trotz ihrer romanischen Ornamente über den verflachten Kunstgeschmack der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht hinausgekommen ist.

Die St. Katharinenkapelle ist über dem Gewölbe der Emerams-Taufkapelle errichtet und bildet eigentlich deren Obergeschoß. Der Bau der Katharinenkapelle erfolgte erst 1857/59, stellt aber die Wiederherstellung des alten Zustandes dar; denn schon im Mittelalter war eine St. Katharinenkapelle an dieser nämlichen Stelle vorhanden und erst 1820 hatte man ihre Reste abgebrochen. Die ursprüngliche Kapelle scheint jedoch eine größere Höhe gehabt zu haben, als ihr nunmehriger Ersatzbau. Im Innern hat der Raum ein römisches Kreuzgewölbe, das auf vier Mittelsäulen und den entsprechenden Wandpfeilern ruht. Die schlanken, hohen Säulen bestehen je aus einem einzigen Stück hellen Sandsteines und zeigen reiche Blattwerkskapitelle. Diese Kapitelle sind alt, wenn auch teilweise ergänzt, und rühren noch von der ersten Katharinenkapelle her.

In der Katharinenkapelle ist seit 1862 der zwei Jahre vorher in der Pfarrkirche von Boßweiler bei Grünstadt aufgefundene Flügelaltar untergebracht. Das Hauptbild des Tryptichons, gemalt 1570—80, ist die Verkündigung Mariä; die Seitenbilder bringen die Anbetung der Hirten und die heil. Drei Könige vor dem Christuskind zur Darstellung. Als den Schöpfer dieser kunstvollen Gemälde hat man den holländischen Meister Nikolaus Schit, der auch ein Jahrzehnt in Frankfurt a. M. gearbeitet hat, feststellen können. Ferner birgt die Katharinenkapelle die Reliquien aus den Kaisergräbern.

3. Die Kaisergruft.

Die 1906 im Bau vollendete Kaisergruft, ein gewölbter Raum unterhalb des Königschors, ist von der Krypta her zugänglich. Ein kunstvolles Bronzetor, das nach dem Entwurf des Architekten Professor Freiherr von Schmidt in München in der Erzgießerei von Miller in München hergestellt wurde, bildet den Abschluß der hehren Stätte nach der Krypta zu. Ein Altar mit goldenem, getriebenem Kreuz, wie die Sarkophage erhellt vom Schimmer der auf zwei romanischen Leuchtern brennenden Kerzen, bildet den schlichten, aber weihevollen Schmuck dieses Raumes, worin acht Deutsche Kaiser, drei Kaiserinnen und eine Kaisertochter ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. In den Nischen der Seitenwände sind — ebenfalls in Steinsärgen — mehrere Bischöfe von Speier aus mittelalterlicher Zeit bestattet. Rechts und links vom Eingang wurden innerhalb der Gruft Baureste einer karolingischen Säulenbasilika freigelegt, einer Kirche, die vor Erbauung des Domes dessen Stelle eingenommen hatte. Namentlich zwei noch aufrecht stehende Wandsäulen sind von Bedeutung.

Der Dom von Speier sollte gemäß einer Bestimmung seines Stifters, des Saliers Konrad II., zuerst dessen eigenen Leichnam und sodann auch die sterblichen Überreste aller jener Deutschen Kaiser und Könige aufnehmen, die keinen andern Willen geäußert hätten. So ward der Dom zur Begräbnisstätte aller vier Kaiser aus salischem Geschlecht, wie auch von vier späteren Kaisern, die verschiedenen Geschlechtern entstammten.

Die vier Salier waren: Konrad II. († 1039), Heinrich III. († 1056), Heinrich IV. († 1106), und Heinrich V. († 1125). Sodann wurden aus der Reihe der Herrscher Deutschlands im Dome beigesetzt: Der Hohenstaufe Philipp, jüngster Sohn Friedrich Barbarossas († 1208), Rudolf von Habsburg, Ahnherr des österreichischen Kaiserhauses († 1291), Adolf von Nassau († 1298) und Albrecht von Österreich († 1308). Der Dom nahm also die Leichname von acht Deutschen Kaisern und Königen auf, und zwar in dem eigens hierfür eingebauten Königschor.

Außerdem haben in diesem Raume noch ihre letzte Ruhestätte gefunden: Gisela, Gemahlin Konrads II., Berta, erste Gemahlin Heinrichs IV., Beatrix, Gemahlin Friedrichs I. und deren Töchterlein, die im jugendlichen Alter verstorbene Prinzessin Agnes. (In den Gräbern von Beatrix und Agnes wurden später die Leichen der Kaiser Adolf und Albrecht beigesetzt, also in bereits vorhandenen und benützten Steinsärgen.)

Diese zwölf kaiserlichen Personen waren in zwei Reihen hintereinander, aber in verschiedener Höhe im Königschor bestattet, und in einer dritten Reihe hatte man zu mittelalterlicher Zeit auch den abgeschiedenen Bischöfen von Speier einen Ruheplatz eingeräumt. Die unterste

Reihe bildeten die fünf ersten Salierbegräbnisse, nämlich die Steinsärge mit den Überresten von Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Gisela und Berta. Heinrichs V. Sarg wurde im Jahre 1125 oben über der Reihe der älteren fünf Grabstätten aufgestellt, nachdem Heinrich V. selbst schon i. J. 1111 diese durch eine dicke Mauerdecke hatte abschließen lassen, hauptsächlich um die Leiche seines Vaters Heinrich IV. vor etwa erneut beabsichtigter Wegbringung zu schützen.

Bei Niederbrennung des Domes im Jahre 1689 wurde die kaiserliche und bischöfliche Ruhestätte vom Brandschutt dermaßen überdeckt, daß die herabgestürzten Massen ihr einigen Schutz gegen Frevlerhände verliehen; denn als darauf französische Soldaten den Raum durchwühlten um die Särge zu zerschlagen und zu berauben, konnten sie im ganzen nur vier Gräber auffinden. In diesen vier Gräbern hatten aber infolge von Nachbestattungen sechs Personen ihre Ruhestätte gehabt, nämlich Heinrich V., Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Österreich, Kaiserin Beatrix und Prinzessin Agnes. Die Lage der anderen Grabstätten vermochten die Plünderer nicht aufzuspüren, und die Särge blieben auch späterhin — nachdem man die Schuttanhäufung eingeebnet und mit Bodenbelegplatten überdeckt hatte — unberührt bis zur planmäßig vorgenommenen Erforschung der Grabstätten im August 1900.

Bei Ausgrabung des Königschores, die zu dieser Aufdeckung der Gräber vorgenommen wurde, ergab es sich, daß die Leiche Philipps von Schwaben unberührt geblieben war, und zwar vielleicht deshalb, weil der Sarg etwas abseits im südlichen Teil des Königschores eingebettet stand. Philipps sterbliche Hülle lag in einem Bleisarg, der in einem engen ausgemauerten Hohlraum geborgen war. Eine Sandsteinplatte überdeckte die durch Mauerwerk hergestellte Grube, die man übrigens schon bei einer Nachsuchung i. J. 1739 gefunden hatte. Damals ließ nämlich Kaiser Karl VI. durch einen eigenen Abgesandten (mit Einwilligung des Domkapitels) die Lage der Kaisergräber erforschen, jedoch geschah dies nur in ganz oberflächlicher Weise. Man begnügte sich mit der Feststellung, daß sich die Kaisergräber im Untergrund des Königschores befänden und daß wohl die meisten davon durch die Franzosen zerstört seien. Ein Augenzeuge jener Erforschung, Konrektor Litzel in Speier, berichtet, daß man von der gemauerten Grube, worin der Bleisarg mit Kaiser Philipps Leiche stand, die Steinplatte zwar weggehoben, jedoch den Sarg selbst nicht geöffnet hat, vielmehr alsbald die Platte wieder über die Grabstätte legen ließ und so den alten Zustand wieder herstellte.

Dieser Bericht erhielt seine volle Bestätigung bei der Nachgrabung im August 1900.

Die Knochenüberreste aus den sechs zerstörten Ruhestätten wurden an mehreren Stellen im Schutt zerstreut angetroffen und durch die anwesenden Anthropologen sachkundig bestimmt. Man fand dabei die Gebeine des als

Greis verstorbenen Rudolf von Habsburg, die außer an sonstigen Merkmalen besonders an gichtischen Ablagerungen kenntlich waren, und auch ein Schädel, der haarscharf auf den obersten Halswirbel des Skelettes paßte, kam zu Tage.

Dieser Schädel war schon 1739 bei jener ersten Aufdeckung im Königschor aufgefunden und samt einem zerbrochenen Schwert wie verschiedenen Skelett-Teilen und einigen Eisensachen in einer Kiste von Eichenholz wieder eingegraben worden. Man hielt damals den Schädel für den des ermordeten Kaisers Albrecht, weil er eine Hiebspur zeigte. Nun aber wurde wissenschaftlich festgestellt, daß die Verletzung des Schädels nicht am lebendigen Körper geschah, sondern wohl 1689 bei Ausplünderung der Gräber. Sohin ergab es sich zur Gewißheit, daß man da den Schädel Rudolfs von Habsburg vor sich hätte.

Die jetzt solchermaßen von einander gesonderten Gebeine aller sechs Leichen wurden in Metallsärge gelegt und diese samt dem ebenso geborgenen Leichnam Philipps von Schwaben, dessen Bleisarg arg zerfallen war, in neue Steinsärge gebettet. Leider fehlen bei den so bewahrten Überresten die Schädel Heinrichs V., Adolfs und Albrechts, sowie der Kaiserin Beatrix.

Die fünf unter der Mauerdecke noch unberührt vorgefundenen Steinsärge des Salierbegräbnisses wurden, gleich dem an anderer Stelle gefundenen Sarkophag Philipps von Schwaben — geöffnet, ihr Inhalt mit aller Schonung und Vorsicht wissenschaftlich untersucht und die äußere, meist aus kostbaren Staatsgewändern bestehende Umhüllung der Leichen, ferner die Überreste von Waffen und Geschmeiden den Särgen entnommen um einem Konservierungsverfahren unterworfen und damit vor völligem Untergang gerettet zu werden.

Unter diesen Gegenständen ist der wertvollste ein goldener, mit einem großen Saphir besetzter Filigran-Ring romanischer Arbeit, den Kaiser Heinrich IV. laut der am Ring befindlichen Inschrift: „Adalbero Episcopus" von dem hünenhaften Bischof Adalbero von Worms (1065—70) erhalten hatte. (Dieser Bischof war ein Bruder von Heinrichs IV. Schwager Rudolf, Herzog von Schwaben.) Im Gegensatz zu dem wertvollen Bischofsring stehen in ihrer Schlichtheit die aus den Särgen zu Tag geförderten kupfernen, leichtvergoldeten Grabkronen mehrerer Kaiser und Kaiserinnen, sowie Heinrichs III. Reichsapfel; denn auch dieser war nämlich nicht etwa das kaiserliche Kleinod selbst, sondern eine mit Leder überzogene hölzerne Kugel, der man durch Aufsetzen eines Kreuzchens äußerlich die Gestalt des Reichsapfels gegeben hatte. Die Reste der kaiserlichen Prachtgewänder, die teilweise eine kunstvolle Goldstickerei aufweisen, sind auf neuangefertigten Gewändern befestigt, die im Schnitt genau den Urstücken gleichen. Mehrere der aus der frühesten Zeit stammenden Stoffe zeigen noch griechisch-byzantinische, die späteren sizilianische und sarazenische Zierrate. Alle diese und andere Reliquien, wie einige in den Särgen vorgefundene Inschrifttafeln von Blei, auch Bruchstücke mit Inschriften von den

marmornen Grabdenkmälern sind in den Glasschränken der Katharinenkapelle des Domes ausgestellt.

Die Leichen der Salischen Kaiser und Kaiserinnen, die fast sämtlich nur noch aus den Knochen bestanden, wurden nach geschehener Untersuchung sorgsam in Stoffhüllen eingenäht und wieder in den ursprünglichen Särgen bestattet. Das Knochengerüst Heinrichs IV. zeigte sich besonders wohl erhalten und maß nahezu zwei Meter. Kaiser Heinrich IV. muß demnach von ganz ungewöhnlicher Körpergröße gewesen sein. Konrads II. Leiche war wohl stark vermodert, doch hatte wunderbarerweise das Gehirn im Schädel infolge einer Art von Selbstverharzung ganz gut stand gehalten und ließ, wenn es auch verschrumpft war, seine Windungen noch deutlich erkennen.

Diese fünf von den Franzosen nicht berührten Grabstätten beließ man an Ort und Stelle, wo sie von Anfang an errichtet und nun freigelegt worden waren. Im Raum unterhalb des Königschores aber, den bisher nur Brandschutt ausgefüllt hatte, ward die weihevolle Gruft gewölbt, die nun alle im Dom beigesetzten Kaiser und kaiserlichen Frauen, ferner auch die da bestatteten Bischöfe in der nämlichen Anordnung aufgenommen hat, wie sie bestand, bevor durch den Einsturz der Gewölbe und Mauern des brennenden Domes das Königschor verschüttet wurde.

Auch die fünf ältesten Begräbnisse haben metallene Innensärge erhalten, so daß alles nur mögliche für die fernere Bewahrung der ehrwürdigen Überreste getan ist und den wieder beigesetzten Kaisern und Kaiserinnen des alten Deutschen Reiches eine in jeder Hinsicht würdige Ruhestätte erstand.

Ein merkwürdiger Zufall hat uns an einer verputzten Mauer die Beurkundung erhalten, wie lange Kaiser Heinrich IV. im Königschor beigesetzt gewesen ist bis ihn der auch nach dem Tode noch wirksame Bannfluch des Papstes von der geweihten Stätte hinweg in eine noch unvollendete Seitenkapelle des Doms, in die von Heinrich IV. selbst gestiftete St. Afrakapelle, verwies. Es geschah dies zwei Tage vor dem 1. Oktober 1106, also am 28. September, nachdem der Kaiser, wie wir bereits wußten, 13 Tage vor dem 1. Oktober 1106, also am 17. September, im Königschor des Domes bestattet worden war. An der Seitenwand der Treppe, die ursprünglich hinab zum Salierbegräbnis führte, hat ein schriftkundiger Zeuge, wohl ein Mönch oder Domgeistlicher, in den heute steinharten Mörtel diese zwei auf Heinrichs Bestattungen bezüglichen Daten in deutlichen Zeichen wie folgt eingegraben: XIII Kal. OCT. VI. II. K. Nachdem der 13. Tag vor Oktoberanfang bekanntermaßen der Tag der erstmaligen Beisetzung Heinrichs IV. gewesen ist, so kann VI. II. K. (= II. Kalendis Octobris) nur bedeuten, daß Heinrichs Leiche zwei Tage vor Oktober 1106 wieder aus der Gräberstätte des Kaiserhauses entfernt worden ist. Nur elf Tage war also erstmals Kaiser Heinrich IV. an der Seite seines Vaters, Heinrichs III., des Schwarzen, gebettet gewesen, und diese Feststellung, die keine Pergamenturkunde, kein papierenes

Zeugnis eines Zeitgenossen überliefert hat, ist uns einzig durch die Mönchsschrift an dem Mauerblock des Salier-begräbnisses ermöglicht worden. Beim Einbau der Kaiser-gruft wurde die verputzte Wand der Saliergräber sorg-fältig geschont und die Schrift selbst mit Glas abgedeckt, so daß sie vor Beschädigung gesichert bleibt. Jeder Be-sucher kann nun die alte Inschrift im Scheine des Kerzen-lichtes besichtigen.

Der Ölberg von Speier.

Ein ehedem berühmtes Bauwerk spät-gotischen Stils ist der als Ruine erhalten gebliebene Ölberg, der Mittel-punktsbau eines Kreuzganges an der Südseite des Domes. Kreuzgang und Ölberg, erbaut 1509—1511, gingen 1689 beim großen Brand zugrunde. Was davon der Glut stand gehalten hatte, wurde von den Franzosen gesprengt. Aus dem Schutt konnte man später nur noch die meist zer-trümmerten ehemaligen Bestandteile zu dem Aufbau fügen, wie er sich heute zeigt. Besonders bemerkenswert ist an der Ruine die hübsche Steinmetzarbeit; denn in liebevollem Eingehen auf die Vorbilder in der Natur befaßten sich hier die alten Künstler mit Darstellung von Pflanzenwerk unserer heimischen Flora, das sich am Felsenaufbau emporrankt oder seinen Fugen entsprießt, und mit der Nachbildung von allerlei kleinem Getier. Unter den Pflanzen erkennt man Efeu, Farnkraut, Wegerich, Hirschzunge, Haselwurz, Mohn, Stechdorn, Adlerkraut, Ehrenpreis u. a. An kleinen Lebe-wesen, die aus den Ritzen und Spalten des Felsens her-vorgekrochen zu sein scheinen um sich zu sonnen, sieht man Schlangen, Eidechsen, Schnecken, Kröten und Frösche, wo-von allerdings manche infolge von Beschädigungen schwer erkennbar sind. Auch ein Miniaturlöwe hat sich unten vor die südliche Fensteröffnung hingelagert, während an der Südwestseite ein großer bellender Hund (der aber neu ist) seinen Kopf aus einer Höhle hervorstreckt.

Der Felsberg selbst, der oben den Garten Gethsemane trägt, enthält im Innern ein Kapellchen mit einer Tür- und drei Fensteröffnungen. Der sechseckige Innenraum ist überwölbt und hat immerhin einen lichten Durchmesser von 3,30 m und eine Höhe von 4,65 m.

Den Vorgang im Garten Gethsemane stellen 17 Fi-guren dar: Der betende Christus, vor dem oben auf der höchsten Klippe des Felsens der Engel mit dem Leidens-kelch erscheint, die schlafenden Jünger, ferner Judas, der die Häscher den steilen Weg hinaufführt, und einige rö-mische Kriegsleute mit ihrem Hauptmann. Von all diesen Figuren des Ölberges ist keine mehr ursprünglich; sie sind neu, und zwar ausgeführt im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts durch Bildhauer Renn in Speier. Die ersten Figuren mögen — einer noch erhaltenen Abbildung gemäß — der geschichtlichen Zeit des Vorganges minder gut angepaßt gewesen sein als die jetzigen, besonders was die römischen Soldaten und die Schergen anlangt; dafür aber hatten sie weniger Pose und mehr realistische Kraft.

Durch den alten Meister war das römische Kriegsvolk in Gestalt von Reisigen und Landsknechten des 15. Jahrhunderts, die Schergen aber als häßliche jüdische Söldner in mittelalterlichen Knechterüstungen dargestellt worden.*)

Von den alten Figuren haben sich noch fünf verstümmelte Rümpfe erhalten, leider aber ist keiner von den Soldaten oder Schergen dabei. Es sind nur Figuren im antiken Faltengewand, nämlich Christus, Johannes, Paulus, Jakobus und Judas. Diese fünf alten Figuren, welche die jetzigen Ersatzfiguren an Größe um $^1/_{10}$ übertreffen, sind im Lapidarium des Historischen Museums aufbewahrt.

Über den Felsenaufbau mit seiner figurenreichen Darstellung des Dramas von Gethsemane fügte sich eine Bedachung, die von sechs Pfeilern getragen war. Fünf von diesen Pfeilern, die in jeder ihrer Linien die zierliche Spätgotik ausatmen, ragen heute noch auf, aber zwischen ihnen schließen sich nicht mehr die schönen Spitzbogen mit ihren Kreuzblumen und sie stützen nicht mehr das sternförmige Kreuzgewölbe und das wohl aus Stein gemeißelte schuppige Zeltdach darüber, das — dem Gesamtbau entsprechend — sechsseitig und auf allen Flächen mit zierlichen Dachspitzen und mit Wasserspeiern besetzt war. Jede Spur davon ist verloren gegangen und einer Erneuerung, die auf Grund der alten Zeichnungen wohl ausführbar wäre, stellen sich vorläufig noch die großen Kosten hindernd in den Weg.

Der Speierer Domnapf.

Im südöstlichen Teil der Domanlagen trifft man ein großes, auf einem Unterbau ruhendes Becken aus Sandstein mit ringsum abgetrepptem Fuß. Als Schmuck hat das berühmte Gefäß, das Domnapf oder Domschüssel genannt wird, nur zwei Wappenbilder; das Kreuz in beiden ist das Wappenzeichen des Hochstifts Speier. Der eine Schild zeigt außerdem über einem Halbmond das Brustbild der Patronin des Hochstifts, der hl. Jungfrau mit dem Jesuskind, der andere ist mit einem Herzschild belegt, worin das Familienwappen des Bischofs Raban von Helmstädt (1396 bis 1438), eine Krähe mit aufgesträubtem Gefieder, sichtbar ist.

Obgleich aus dem Geschlecht der Helmstädter später noch zwei Speirer Bischöfe hervorgingen, so ist es doch zweifellos, daß Bischof Raban v. H. es war, der den Domnapf errichtet hat; denn beim Einzug des zweiten Helmstädters war, wie urkundlich feststeht, der Domnapf schon vorhanden. Dieses absonderliche Steindenkmal war ehemals vor dem Dom auf der Grenzlinie des städtischen und des bischöflichen Gebietes aufgestellt. Bei jedem Einzug eines neuen Bischofs wurde die Steinschüssel mit Wein gefüllt und dieser von den Speirer Bürgern und Adeligen, die dem

*) Die Originalzeichnung des alten Ölbergs, bestehend aus 7 großen Blättern, befindet sich in der Universitätsbibliothek in Göttingen; Pausen davon sind im Historischen Museum in Speier zu sehen.

Bischof bis hieher das Geleit gegeben hatten, ausgetrunken. Gleichzeitig diente der Domnapf als Freistätte. Ein Verfolgter, der sich in das Becken flüchten konnte, durfte nicht gefaßt werden. Ehemals umgab den Rand des Domnapfes ein Bronzereif, der eine lateinische Inschrift aus dem Jahr 1490 enthielt; durch die Schrift wurde die dreifache Bestimmung des Domnapfes hervorgehoben: Füllung mit Wein beim Einzug der Bischöfe, Bezeichnung der Grenze zwischen Stadt und Hochstift, Freistatt für Angeschuldigte. Zum letztenmal mit Wein gefüllt wurde der Domnapf bei der Inthronisation des Bischofs Lothar von Metternich, der den Speirer Bischofsstuhl 1652 einnahm.

Neustadt a. d. Hardt.

So alt auch Neustadt ist, so spärlich sind die Nachrichten über seinen frühesten Lebensgang auf uns gekommen. Doch ist es sicher, daß die eigenartige Lage des Ortes in dem weiten Talkessel, am Eingang der wichtigen Talstraße, die aus der Rheinebene nach Westen führt, der hier bestehenden Ansiedlung ohne Zweifel schon in römischer Zeit große Bedeutung verlieh. Die Steinwälle auf den Höhen bei Neustadt zeigten den 58 v. Chr. hier erschienenen Römern, wie die keltischen Ureinwohner das Land am Abhang des Hardtgebirges in Verteidigungszustand gesetzt hatten. Auch die Römer legten hier Befestigungen an und der Wolfsberg, wie die Höhe, worauf sich später Burg Winzingen erhob, waren vielleicht von römischen Beobachtungsposten besetzt. Ein ganzes Netz von Römerstraßen hatte seine engsten Maschen bei Neustadt, und namentlich die große Heerstraße von Argentoratum (Straßburg) nach Bingium (Bingen) zog dicht an Neustadt vorüber. Ein Knotenpunkt, von dem Römerstraßen nach sechs Richtungen abzweigen, lag beim heutigen Branchweiler Hof, 1 km östlich der Stadt, am Ufer des Speierbaches; in römischer Zeit stand ein starkes Kastell an Stelle des Hofes. Manche Strecke von diesen Römerstraßen ist erst in neuerer Zeit aufgedeckt worden. Manche hatten noch die ursprüngliche Bestückung mit Steinen, die übliche römische Pflasterung; diese Straßenzüge bilden somit im Zusammenhalt mit oft und zahlreich ausgegrabenen römischen Münzen, Waffen, Urnen, Gläsern usw. die untrüglichen Beweise, daß bei Neustadt eine römische Hauptniederlassung bestand.

Von der auf die Römerzeit folgenden, kaum hundertjährigen Herrschaft der Germanen in den Gebieten links des Rheins (406—96), lassen sich für die Neustadter Gegend nur wenig unanfechtbare Daseinsspuren verfolgen; doch nachdem die Franken das Land besiedelt und in Gaue geteilt hatten, ward das wohl auch in der Zwischenzeit wichtig gebliebene Neustadt, oder vielmehr der Ort, der später diesen Namen annahm, zum Hauptort des Speiergaues, d. h. des zu beiden Seiten des Speierbaches sich weithin erstreckenden Landes. Im Mittelalter, als sich der Stadtname „Die neue Stadt" schon eingebürgert hatte,

kommen in lateinisch verfaßten Urkunden für Neustadt öfters die Benennungen Neapolis Nemetum und Nova Civitas vor, doch sind dies zweifellos nur Übersetzungen des deutschen Stadtnamens, keineswegs Namen aus der Römerzeit. Unter den Karolingern wurde Neustadt zum Sitz eines Gaugrafen und zugleich zur Reichsstadt erhoben. Der Gaugraf übte auch das Amt eines Hofrichters über den ganzen Speiergau aus und aus diesem Amt entwickelten sich in früher kurpfälzischer Zeit die Viztume oder Statthalter, die Jahrhunderte hindurch einander auf ihrem Amtssitz, der Wolfsburg oberhalb Neustadts, ablösten.

Der große Normannen-Zug, der sich im Jahre 881 vernichtend über die Pfalz ergoß, wurde auch Neustadt verhängnisvoll; die Stadt ging in Flammen auf, wurde aber bald wieder aufgebaut. Die Karolingerzeit, überhaupt das frühe Mittelalter, liefert im übrigen nur spärliche Nachrichten über das Städtewesen von Neustadt. Mit der Verleihung der Pfalzgrafschaft an Konrad von Hohenstaufen wurde Neustadt samt der Wolfsburg und dem Schloß Winzingen dem Länder-Besitz der Pfalzgrafschaft einverleibt (1155) und blieb dabei — mit Einrechnung der fünfjährigen Regierungszeit Johann Kasimirs — bis zum Ende des kurpfälzischen Staatswesens.

Seit 1214 stand Neustadt unter wittelsbachischem Banner, denn es kam damals mit der Pfalzgrafschaft an Herzog Ludwig von Bayern, sodann 1329 infolge des Vertrages von Pavia an die Kurlinie Pfalz und teilte fortan mit dieser Leid und Freud. Im Bauernkrieg 1525 erstürmten die Aufständischen die zwei Neustadter Burgen Wolfsburg und Winzingen und verlangten dann die Übergabe der Stadt, die ihnen in allzugroßer Zaghaftigkeit widerstandslos gewährt wurde. Verwüstungen und Kirchenschändung waren die Folge. Nachdem die Bauern bei Pfeddersheim mit blutigen Köpfen heimgeschickt waren, strafte Kurfürst Ludwig V. die Neustadter für ihr schwachmütiges Verhalten aufs furchtbarste. Acht Neustadter Bürger wurden enthauptet, Stadt und Bürgerschaft zahlten hohe Strafen und überdies verlor die Stadt alle ihre bisherigen Rechte und Freiheiten, indem der Kurfürst persönlich die Verleihungsurkunden an sich nahm. Und dabei blieb es bis 1543, in welchem Jahre Neustadt endlich die alten Rechte mit einer kleinen Einschränkung wieder erhielt. Durch Testament Friedrichs III. fiel 1576 das Oberamt Neustadt mit Ausnahme der Stadt, sowie das Oberamt Kaiserslautern an dessen zweiten Sohn Johann Kasimir, wonach sich dieser 1578 auch die Stadt Neustadt selbst aneignete und sie dann zufolge eines Vertrages mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Ludwig VI., auch behalten durfte. Johann Kasimir schlug seine Residenz im Barbarossa-Schloß in Kaiserslautern auf, war aber auch oft auf seiner Burg Winzingen oberhalb Neustadts anwesend und zog von da aus am 19. Juni 1578 mit großem Gefolge ins Feld nach den Niederlanden.

Johann Kasimir war wie sein Vater Friedrich III. dem strengen reformierten Bekenntnis zugetan, während sein

älterer Bruder Ludwig der lutherischen Kirche anhing, und dies allein hatte den Anlaß gegeben, daß Friedrich III. seinem ältesten Sohn und Nachfolger in der Kur die Oberämter Neustadt und Kaiserslautern entzog. Den Reformierten sollte auf alle Fälle eine Zuflucht in pfälzischen Landen gewahrt bleiben. Nach dem Regierungsantritt Ludwigs VI. wurde die Heidelberger Universität auf lutherischem Fuß eingerichtet und der reformierte Lehrkörper beseitigt. Nun schuf Johann Kasimir den vertriebenen Professoren in Neustadt ein neues Feld der Wirksamkeit; er gründete das Collegium Casimirii, eine theologische Fakultät, die rasch in Blüte kam. Die Lehrstühle waren mit den berühmtesten Heidelberger Professoren besetzt, so mit Ursinus u. a. Studenten zogen in großer Zahl in Neustadt ein und eine bedeutende Druckerei tat sich auf; überhaupt wurde der Stadt durch die Hochschule ein lebhafterer Pulsschlag verliehen. Der Tod Ludwigs VI. bereitete aber dem allen 1583 ein frühes Ende; denn Johann Kasimir selbst übernahm als Vormund seines minderjährigen Neffen Friedrich IV. die Regierung der Kurpfalz und richtete in Heidelberg nach und nach wieder alles auf seinen vorigen Bestand ein; die hervorragenderen Professoren der Neustadter Theologischen Fakultät zogen wieder nach Heidelberg zurück und die Hörsäle in Neustadt verwaisten, ohne daß eigentlich die Aufhebung der Fakultät verfügt war. 1592 starb Johann Kasimir; Friedrich IV. trat damit die Regierung der Kurpfalz an und Neustadt fiel zugleich wieder an die Kurlinie zurück. Der neue Kurfürst hob alsbald die Hochschule in Neustadt gänzlich auf, beließ der Stadt aber ein Pädagogium (Gymnasium), das fortan den Namen Casimirianum führte.

Im Dreißigjährigen Krieg kamen 1622 spanische Trupen nach Neustadt und in deren Gefolge die Jesuiten; mit kaiserlicher Genehmigung ergriffen diese vom Casimirianum Besitz und richteten darin eine Mission ein. Die Spanier wurden 1631, nach zehn für Neustadt schweren Jahren, von den Schweden wieder verjagt, und diese kaum besseren Gäste mußten 1643 vor den Kaiserlichen die Stadt räumen; drei Jahre später ward Neustadt von den Franzosen besetzt. Was Spanier, Schweden und Kaiserliche den Neustadtern noch gelassen hatten, erpreßte nun das noch beutegierigere Kriegsvolk der Franzosen, bis endlich der Westfälische Friede 1648 dem ein Ende machte.

Kaum hatten sich die gequälten Bewohner von Neustadt unter Karl Ludwigs umsichtiger Regierung wieder zu erholen begonnen, als ein neuer französischer Einbruch die ganze Pfalz ins Elend stürzte: der Orleanssche Krieg, den Ludwig XIV. unter nichtigstem Vorwand angefangen hatte. Während übrigens beim ersten eiligen Abzug der Franzosen alle Städte der Kurpfalz verbrannt wurden, blieb Neustadt vor dieser Untat bewahrt, weil das abziehende Heer Neustadt als letzten Stützpunkt nötig hatte. Die immerhin auffallende Schonung Neustadts hat eine Sage entstehen lassen, nämlich, daß ein schönes Neustadter Mädchen, Kunigunde Kirchner, die Errettung der Stadt

herbeigeführt habe, und zwar dadurch, daß Kunigunde dem in Neustadt gebietenden französischen Kriegskommissär die Hand reichte.

Aber trotz jener Abwendung des Schlimmsten hatte Neustadt im weiteren Verlauf des Orleansschen Krieges viel Ungemach auszustehen; noch 1696 fanden bei Neustadt ums Haardter Schlößchen und am Nollen heftige Gefechte zwischen den Franzosen und den Verbündeten statt. Der Spanische Erbfolgekrieg, während dessen die Nachbarstadt Landau viermal belagert und übergeben wurde, brachte den Neustädtern abermals Kriegsgetöse und schwere Bedrückungen, schon allein durch fouragierende Truppenteile. Am 12. Oktober 1703, als Marschall Tallard die von Deutschen besetzte Festung Landau einzuschließen begann, spielte sich ein hitziges Reitergefecht zwischen französischen und kaiserlichen Truppen bei Neustadt ab. Bis in die Straßen der Stadt pflanzte sich der Kampf fort und viele der flüchtenden kaiserlichen Husaren und Dragoner wurden noch in den Straßen von Neustadt zusammengehauen, 606 Mann kaiserliche Infanterie gab sich da gefangen.

Die Schicksale Neustadts in den Kriegen der französischen Republik am Ausgang des 18. Jahrhunderts nahmen einen ähnlichen Verlauf wie in anderen pfälzischen Städten: Gewalttaten aller Art, Brandschatzung, grausames Wegschleppen von Geiseln, Plünderung, Raub, Kirchenschändung waren auch hier das Gepräge der Zeit von 1792—1797. Nach dem Frieden von Campo Formio 1797 blieben die Franzosen auf Grund geheimer Übereinkunft mit Österreich ungestört in Neustadt wie in der ganzen Pfalz sitzen; 1801 kam Neustadt durch den Frieden von Lunéville zugleich mit dem ganzen linken Rheinufer auch vertragsmäßig an Frankreich und wurde Hauptort des 28. Kantons im Departement Donnersberg. Im Jahre 1815, nach Vertreibung der Franzosen, nahm die Armeeleitung der Verbündeten die Pfalz in einstweilige Verwaltung und endlich 1816 ging Neustadt wieder an Bayern, an das Haus Wittelsbach über. Neustadt wurde Bezirksstadt des Rheinkreises mit dem Sitz eines Landkommissärs; es zählte damals 4800 Einwohner.

Im Mai 1832 war Neustadt eine Woche lang von Fremden überfüllt und die ganze Stadt glänzte im schwarz-rot-goldenen Schmuck; das Hambacher Fest wurde gefeiert und oben in den verwitterten Hallen der Kästenburgruine erschollen begeisterte Volksbeglückungsreden. Bürger errichteten einen Freiheitsbaum in der Stadt, andere Bürger hieben ihn wieder um. Königliche Truppen besetzten auf diese Bewegung hin für lange die Stadt, und die Bürgerschaft hatte schwere Einquartierungslasten zu tragen. Im Jahre 1849 war Neustadt vorübergehend Sitz der sog. Provisorischen Regierung, die sich nach kurzem Aufenthalt in Speier doch zunächst in Neustadt für geborgener hielt, als dort, wo die Truppen der Festung Germersheim so nahe waren. Auch das Oberkommando der „Rheinpfälzischen Volkswehr" hielt sich gleichzeitig in Neu-

stadt auf; doch ereignete sich da in jener bewegten Zeit nichts von besonderem Belang.

Neustadt gehört zu den Städten in Deutschland, die sich als die ersten der bedeutungsvollsten Errungenschaft des 19. Jahrhunderts erfreuen durften: der Eisenbahn. Die Linie der pfälzischen Ludwigsbahn nach Ludwigshafen und Speier wurde schon am 13. Juni 1847, die tunnelreiche Linie durchs Tal nach Kaiserslautern am 25. August 1849 eröffnet.

Die Stiftskirche in Neustadt.

Am Osterfest 1368 legte Kurfürst Ruprecht I., der Rote, von der Pfalz (1353—90), Sohn des Kurfürsten Rudolf I., in seiner Stadt Neustadt den Grundstein zu einer neuen Kirche, die er für sich und sein Haus als Begräbniskirche bestimmte. Seit 1356 war die ältere, romanische Kirche, die nun dem Abbruch verfiel, ein Kollegiatstift gewesen, das mit einem Dekan und zehn Stiftsherren oder Kanonikern besetzt war. Allmählich kam Zuwachs, und im Anfang des 16. Jahrhunderts gab es da 25 Geistliche, die vom Stift zu unterhalten waren. Im Jahre 1556, als die Reformation in Kurpfalz Eingang gefunden hatte, löste Kurfürst Friedrich III. das Neustadter Kollegiatstift für immer auf.

Die Kirche besteht aus einem einschiffigen, langgestreckten Chor mit zwei Seitenchören, einem dreischiffigen basilikaförmigen Langhaus, einer Vorhalle mit dem Hauptportal im Westen und zwei zu den Seiten der Vorhalle angeordneten Türmen. Der alte, gut erhaltene Bau stellt ein bemerkenswertes Beispiel der rheinischen Gotik dar; namentlich am Chor hat der gotische Stil seine Steinmetzkunst reich entfaltet und auch Wasserspeier von erstaunlicher Kühnheit und Mannigfaltigkeit geschaffen. Die Türme sind nicht ausgebaut. Der nördliche Turm hat als Abschluß eine achtseitige, mit Ziegeln verkleidete Pyramide, der südliche ein Haus mit französischem Dach im Stil des 18. Jahrhunderts und darüber ein luftiges Türmchen, worin eine kleine Glocke aufgehängt ist. Das Innere der Kirche ist seit 1697 durch eine Scheidewand in zwei Räume zerlegt, von denen das dreischiffige Langhaus den Protestanten, das Chor mit dem Lettner den Katholiken gehört. Die Kirche enthält die Gräber zweier Kurfürsten der Pfalz, und zwar Rudolfs II., der 1353 in Neustadt starb und wohl zunächst in der älteren, an dieser Stelle vorhandenen Kirche beigesetzt war, bis sich später über seiner Gruft der von ihm selbst auf dem Sterbebette gewünschte Neubau wölbte, sowie seines Bruders und Nachfolgers Ruprecht I., der bis zu seinem 1390 ebenfalls in Neustadt erfolgten Tode den Kirchenbau in der Hauptsache ausführte. Ferner sind hier beigesetzt die Gemahlin Rudolfs II., Margarete von Sizilien, und die Ruprechts I., Beatrix, Herzogin von Berg; schließlich noch Blanka, Tochter des Königs Heinrich IV. von

England, die erste Gemahlin des Kurfürsten Ludwig III. von der Pfalz.

Diese wittelsbachischen Gräber sowohl, wie auch einige zu diesen gehörige Grabdenkmäler finden sich sämtlich im Chor, also im katholischen Anteil der Kirche. Eigentliche Denkmäler sind nur drei vorhanden, nämlich die des Kurfürsten Rudolf II. und seiner zweiten Gemahlin Margarete von Sizilien, sowie die von Beatrix, Gemahlin Ruprechts I. Das fürstliche Paar ist auf senkrecht eingemauerten Steinplatten in überlebensgroßen, fast vollrunden Figuren dargestellt, nur ist leider die Gestalt des Kurfürsten — schon seit 1525, als die aufständischen Bauern in der bewältigten Stadt hausten — arg zerschlagen. Die Gestalt der Beatrix ist ähnlich wie die von Margarete dargestellt, jedoch nur in flacherhabener Arbeit. Über der Grabstätte Ruprechts I., des Erbauers der Kirche, war nur eine einfache Steinplatte mit Inschrift in den Bodenbelag eingelassen, neben dieser die Grabplatte seiner Gemahlin Beatrix. Beide Grabplatten wurden 1908 ausgehoben und zu ihrer Schonung senkrecht an der südlichen Innenwand des Chors aufgestellt.

Von Skulpturen der gotischen Zeit sieht man im Chor neben der Kanzel noch die aus Sandstein ausgemeißelte kleine Figur eines bebärteten, mit kurzem Schwerte bewaffneten Mannes, die wahrscheinlich den ersten Baumeister der Kirche darstellt, während zwei ähnlich gestaltete Steinmännchen, die in je einer der beiden Seitenkapellen des Chors als Rippenkonsolträger verwendet sind, die zwei folgenden Meister aus der sicherlich lange ausgedehnten Bauzeit der Kirche abbilden mögen. Im Chor (über dem Hochaltar) ist auch ein großes, mit Temperafarben hergestelltes Deckengemälde aus der Zeit des Kurfürsten Ludwig III. (1410—36) vorhanden, und zwar bedeckt es die Flächen der Gewölbekappen und des Transeptgewölbes. Allerdings ist das Gemälde sehr beschädigt, jedoch soll im Laufe des Jahres 1908, nachdem die im Gange befindlichen Bauarbeiten beendet sein werden, eine sachgemäße Auffrischung der Bilder erfolgen. Den Schwerpunkt der Darstellung nimmt die Gestalt des Heilands ein; Christus thront auf einem Regenbogen und hat die Rechte zum Segen erhoben. Ihm zunächst sieht man rechts und links zwei in Wolken schwebende Engel, sodann die knienden Gestalten der Jungfrau Maria und des hl. Ägidius, des Kirchenpatrons; ferner erscheinen — ebenfalls kniend — vier weltliche Personen, nämlich: Kurfürst Ruprecht III. von der Pfalz (Deutscher König 1400—1410) und dessen Gemahlin Elisabeth, Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, schließlich Ludwig III., der Stifter des Gemäldes selbst, und seine Gemahlin Blanka, Tochter Heinrichs IV. von England. Am Schlußstein der Gewölberippen, die über das Gemälde hinlaufen, ist ein Wappenhelm mit dem Wittelsbacher Löwen darauf ausgemeißelt.

In der südl. Seitenkapelle, die ebenfalls Überreste von gotischen Temperabildern bewahrt, zeigt ein Konsolträger

das pfälzische Wappen und darüber einen Kesselhelm, der von einem schwebenden Engel gehalten wird; zwei andere, im nämlichen Raum vorhandene Konsolträger stellen hockende Affen dar. In der Vierung, die das Hauptchor mit den zwei Seitenchören bildet, sind 1907 auf alten Konsolen die Standbilder der zwei Stifter der Kirche und ihrer Gemahlinnen aufgestellt worden, nämlich die von Rudolf II., Rupert I., Margarete und Beatrix. Die Ausführung in hellem Kehlheimer Kalkstein rührt von Professor Netzer in München her.

Zwischen den zwei Türmen, von denen der südliche in seinen unteren Geschossen noch von der alten vorgotischen Kirche stammt, und später oberflächlich gotisiert wurde, ist eine Vorhalle eingebaut, worin eine Anzahl alter Grabplatten aufgestellt ist. Die bemerkenswerteste darunter ist ein gotisches, leider verstümmeltes Grabdenkmal, das einen Ritter in ganzer Figur darstellt. Dem beigefügten Wappen gemäß ist es Konrad Landschad von Neckarsteinach, der etwa 1370—80 kurpfälzischer Viztum von Neustadt war. Die Gewölbekappen der Vorhalle sind mit verschiedenen, 1907 restaurierten Freskomalereien geschmückt. Im Kirchenschiff, dem prot. Teil der Kirche, verdient besonders die steinerne Kanzel Beachtung.

Das Hardter Schlößchen.

(Die alte Burg Winzingen.)

Die Burg Winzingen, seit dem 18. Jahrhundert nur noch das Hardter Schlößchen benannt, kann jedenfalls auf ein hohes Alter zurückblicken; denn einzelne noch vorhandene Bauteile deuten auf das 11. Jahrhundert. In mittelalterlicher Zeit, urkundlich im 13. Jahrhundert, befand sich Burg Winzingen als pfalzgräfliches Lehen in Händen der Grafen von Leiningen, von denen sie aber wieder durch die Pfalzgrafen des Hauses Wittelsbach zurückgenommen wurde; seit dem Vertrag von Pavia 1329 war die Burg im Besitz der pfälzischen Kurlinie.

Im Bauernkrieg ward die Burg zweimal gestürmt und geplündert, aber nicht abgebrannt; 1576—83 beherbergte sie öfters den Pfalzgrafen Hans Kasimir v. Lautern, der in dieser Zeit Gebieter über das Oberamt Neustadt war. Während im Dreißigjährigen Krieg die benachbarte Wolfsburg in Schutt und Asche versank, überdauerte das Winzinger Schloß merkwürdigerweise diese lange schwere Zeit trotz Spaniern, Schweden und Franzosen und war noch 1696 bewohnbar. Damals, am Ende des Orleansschen Krieges, war das Schloß von Franzosen besetzt und wurde von den Truppen der Verbündeten beschossen und erstürmt.

In der nun folgenden Zeit diente das Hardter Schloß gelegentlich den Kurfürsten als Sommeraufenthalt, doch wurde es nur selten benützt und verwahrloste deshalb. Unter Karl Philipp ging das Schloß in Privatbesitz über, worauf es oft den Besitzer wechselte und allmählich in Verfall geriet. Seit 1875 ist die Ruine Eigentum von Dr August

Ritter v. Clemm, Reichsrat der Krone Bayern und Vorsitzendem des Verwaltungsrates der Pfälzischen Bahnen, der den ehrwürdigen Bau aufs beste hegt und pflegt.

Der Hauptteil der Ruine stammt aus der Zeit des romanischen Baustils, außerdem finden sich Zubauten aus gotischer und aus der Renaissancezeit. Von der eigentlichen Burg ist außer Grundmauern und einem wohlerhaltenen gewölbten Keller, über dem sich einst das Ritterhaus erhob, nicht viel mehr vorhanden, nur die dicke halbkreisförmige Ringmauer mit ihren vier mächtigen Strebepfeilern fällt davon besonders in die Augen. Hinter dieser Mauer sind noch ein gewölbter Gang, Überreste einer Wasserleitung und mehrere kellerartige Räume erhalten.

Das hervorragendste Stück der Ruine ist die frühromanische Burgkapelle, die allerdings nur noch die eine Seitenwand des Langschiffes, aber zum Glück auch die prächtige Chor-Apsis mitsamt deren Einwölbung aufweist. Im Innern der noch erhaltenen dicken Südmauer der Kapelle sind 17 Stufen einer schmalen Treppe vorhanden, die wahrscheinlich einst die Verbindung mit dem Ritterhaus bildete. An Stelle des Ritterhauses steht jetzt über dem alten Keller ein romanischer, der Burg trefflich angepaßter Neubau, der als Kelterraum dient. Ein Tor, das ein Gemisch von gotischen und Renaissanceformen erkennen läßt, führt vom Burghof her durch die innere Zwingmauer. Über dem Spitzbogen dieses Tores ist eine Renaissanceskulptur von Sandstein eingefügt, die die Wappen des Kurfürsten Ludwig VI. und seiner Gemahlin Elisabeth von Hessen darstellt und die Jahrzahl 1578 enthält. Ein Rundbogen oberhalb des Doppelwappens ist mit Glasgemälden ausgefüllt, die zum Teil alten Fenstern der Stiftskirche von Neustadt entstammen sollen. Die rechts von diesem Portal in der Umfassungsmauer sichtbare Geschützluke mit Maskenumrahmung war nicht ursprünglich an dieser Stelle, sondern wurde erst später hier eingemauert. Der zweigeschossige Turm im Südosten der Burg ist ziemlich neu: er wurde im Anfang des 19. Jahrhunderts auf den Grundmauern eines alten Flankierungsturmes der äußeren Zwingmauer errichtet.

Die Wolfsburg.

Die Wolfsburg wird schon 1255 erwähnt; von den Kurfürsten der Pfalz wurde sie zur Verteidigung ihrer Stadt Neustadt im 15. und 16. Jahrhundert ausgebaut, 1525 von den aufständischen Bauern erstürmt, 1635 durch die Kaiserlichen völlig zerstört. Von 1331 an bis zu ihrem Untergang war die Burg Sitz der Viztume oder Statthalter der pfälzischen Kurfürsten gewesen.

Die Mauern der zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbauten mittelalterlichen Burg ruhen auf einem mächtigen Felsen; die am besten erhaltenen Burgteile sind der viereckige, mit Bossenquadern verkleidete Bergfried, eine mächtige Schildmauer und eine Vormauer, die den zwischen ihr und der Schildmauer hinziehenden Zwinger abschloß.

Deidesheim.

Der Ort Deidesheim erscheint schon im 8. Jahrhundert in der Lorscher Urkunde, doch sind aus jener frühen Zeit und selbst aus den nachfolgenden Jahrhunderten nur dürftige Nachrichten davon auf uns gekommen. Ende des 11. Jahrhunderts war Deidesheim samt seiner auf der Höhe erbauten Burg Eigentum des Grafen Johann aus dem Kraichgau, der von 1090—1104 Bischof von Speier war. Dieser übertrug im Jahre 1100 seinen Deidesheimer Besitz dem Hochstift Speier. Dazu gehörte auch das Dorf Niederkirchen, das damals Nieder-Deidesheim hieß. Kaiser Wenzel (1378—1400) verlieh an Deidesheim die Stadtrechte. Mit den übrigen Städten der Vorderpfalz teilte Deidesheim die gleichen traurigen Schicksale, welche Kriegszeiten immer wieder über die Lande am Rhein verhängten. Im Bauernkrieg 1525 wurde Schloß und Stadt Deidesheim geplündert, im Jahre 1626 vom Grafen Mansfeld erobert und darnach ebenso behandelt; ähnlich ging es der Stadt 1639 und 1654. Vom Hochstift Speier aber wurde die Stadt nie getrennt, bis die Armeen der französischen Republik 1793 die alte Ordnung für immer umstürzten. Als 1816 Deidesheim bayerisch wurde, zählte es 1400 Einwohner, 1905 etwa 3000. Auf dem Kirchenberg bei Deidesheim sind gemauerte Wohnhäuser der gallischen Ureinwohner, umgeben von einem Ringwall, vorhanden.

Ruppertsberg.

Die Hoheburg, eine alte Feste bei Ruppertsberg, ist bis auf die letzte Spur verschwunden. Nur eine berühmte Weingewanne pflanzt ihren Namen fort und bezeichnet die Stelle, wo sich einst die Burg erhob. Daß schon die Römer an diesem geschützten Abhang eine Niederlassung hatten, beweisen die vielen Funde von römischen Gegenständen, die da beim Roden von Wingerten gehoben wurden, und zwar ergaben sich die Hauptfunde 1808 und 1839 in den Jordanschen Weinbergen. Es befinden sich dabei namentlich prächtige und wohlerhaltene Gläser, auch solche mit Inschrift, Gefäße aus terra sigillata und gewöhnlichem Ton, ferner über 1000 Münzen der Republik und der Kaiserzeit. Auch schöne Gegenstände aus der Steinzeit kamen schon bei Ruppertsberg zu Tag und befinden sich samt den Römerfunden in der Sammlung der Familie Bassermann-Jordan in Deidesheim. Die Hoheburg gehörte samt dem Dorfe Ruppertsberg dem Rittergeschlechte der Hohenburger als ein Lehen, das aber im Lauf der Zeit an verschiedene andere Geschlechter überging. Das Dorf Ruppertsberg kam 1090 durch Bischof Johann von Speier, einen Grafen des Kraichgaues, zum Hochstift Speier und blieb bei diesem, bis das linke Rheinufer französisch wurde. Die Ruppertsberger Hoheburg war schon im 14. Jahrhundert Ruine, doch bestand beim Dorfe selbst noch eine Untere oder Ruppertsburg, die vom Beginn des 16. Jahrhunderts

an dem Geschlechte Dalberg gehörte, 1525 im Bauernkrieg zerstört, nach alsbaldigem Wiederaufbau bis 1794 standhielt, aber da durch die Franzosen vollständig niedergebrannt wurde.

Wachenheim und die Wachtenburg.

Wachenheim (alt Wackenheim) war unter Karl dem Großen ein Hofgut, dessen Besitzer Wacko hieß. In den folgenden Jahrhunderten vergrößerte sich die Ansiedelung, und im 11. Jahrhundert soll unter Kaiser Konrad II., dem Begründer der Abtei Limburg und Erbauer des Kaiserdomes von Speier, die Wachtenburg (oder Geiersburg) oberhalb des Ortes gebaut worden sein. Nachdem die Burg mit dem zugehörigen Orte Wachenheim verschiedene Lehensträger gehabt hatte, erwarb sie 1274 Kaiser Rudolf von Habsburg und belehnte damit seinen Schwiegersohn, den Pfalzgrafen Ludwig II. Der Sohn Ludwigs II., Kaiser Ludwig der Bayer, war Besitzer der Burg bis zum Vertrag von Pavia 1329, wonach sie in die Hände des Kurfürsten Rudolf II. von der Pfalz kam. Dieser belehnte im Jahre 1340 damit den Kurfürsten Erzbischof Balduin von Trier, doch hatte die Belehnung keinen langen Bestand, denn schon 1341 erwirkte sich Rudolf II. vom Kaiser Ludwig IV. die Erlaubnis Wachenheim zur Stadt zu erheben und zu befestigen. Die Stadt blieb dann weiter im Besitz der kurpfälzischen Wittelsbacher, bis unter dem Kurfürsten Rupert III., dem Deutschen Kaiser, 1410 Wachenheim Burg und Stadt dem Pfalzgrafen Stephan von Zweibrücken zugeteilt wurde. Als sich Stephans Sohn, Ludwig der Schwarze, mit dem Kurfürsten der Pfalz, Friedrich I., in Krieg eingelassen hatte, ward 1470 zuerst die Burg und im folgenden Jahre auch die Stadt von diesem erobert und wieder für die Kurlinie in Besitz genommen. Im Jahre 1689 wurde die Stadt von den Franzosen niedergebrannt, blühte dann aber allmählich wieder auf und blieb kurpfälzisch bis zu den Ereignissen am Schlusse des 18. Jahrhunderts.

Die Wachtenburg wurde 1525 von den aufständischen Bauern des Bockenheimer Haufens arg verwüstet; der Dreißigjährige Krieg und schließlich das schreckliche Franzosenjahr 1689 vollendeten ihren Untergang.

Wichtige Bauteile der Burg sind noch aus dem 12. Jahrhundert erhalten, nämlich die Schildmauer und der viereckige Bergfried, die beide eine Bekleidung von Buckelquadern haben. Aus dem späteren Mittelalter stammen: Die Ringmauer mit fünf Flankierungs-Türmen, die aus Cyklopenmauerwerk errichtet und alle oben mit einem gefälligen Rundbogenfries versehen sind.

Bad Dürkheim.

Dürkheim kommt urkundlich schon im Jahre 742 als Thuringeheim vor und 946 wird Dürkheim als Eigentum der Salier oder rheinfränkischen Herzoge, die gewöhnlich

in Worms residierten, genannt. Nach Gründung der Abtei Limburg nahe bei Dürkheim erstand da auch eine Burg, aus der das noch blühende Grafengeschlecht Dürkheim-Montmartin stammt. Stadt und Burg kamen im Jahre 1237 als Lehen an das gräfliche Haus Leiningen, das sich später zum unabhängigen Herrn von Dürkheim zu machen wußte. Im Jahre 1370 war Dürkheim bereits durch Mauern und Gräben umfaßt und so zur Stadt erhoben. Schon 1376 hatte Dürkheim die schlimme Seite dieser Umgestaltung zu durchkosten; die neue Festung wurde von den vereinigten Rheinstädten Mainz, Worms und Speier belagert und im Sturm erobert, dann aber um so stärker wieder ausgebaut. Im J. 1467, bei einem Leininger Erbschaftsstreit, wurde der Pfälzer Kurfürst Friedrich der Siegreiche zum Beistand angerufen, und der die Familienverträge nicht achtende Graf Emich VII. von Leiningen-Hartenburg, der daraufhin dem Kurfürsten einen Fehdebrief schickte, mit Krieg überzogen. Der streitbare Kurfürst eroberte nacheinander alle Burgen Emichs und 1471 belagerte er auch die Stadt Dürkheim und nahm sie, nachdem er die Wälle acht Tage lang mit seinen Riesengeschützen beschossen hatte, im Sturme ein. Die Stadtmauern und Wälle wurden nun geschleift und überdies verlor Dürkheim seine Stadtrechte; es wurde wieder zum Flecken herabgedrückt. Die Grafen von Leiningen behielten indessen die Vogtei über Dürkheim und erlangten mit Zustimmung des Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz 1560 auch wieder das unumschränkte Eigentumsrecht darüber. Dieses blieb ihnen bis zu den Ereignissen von 1794. Währenddem, im Jahre 1700, war Dürkheim abermals zur Stadt erhoben worden. Zu einigem Glanze gelangte die Stadt durch die 1725 von der Hartenburg hierher verlegte leiningische Hofhaltung. Das Rathaus am Kurgarten steht auf der Stelle des im Januar 1794 von den Franzosen eingeäscherten Residenzschlosses der Grafen von Leiningen. Seit 1847 ist Dürkheim ein Solbad. Den Ortsnamen „Bad Dürkheim" führt die Stadt seit 1905.

Kloster Limburg.

Die großartigen Ruinen der Benediktiner-Abtei Limburg liegen auf der Stätte eines fränkischen Schlosses (castrum Lymberg) des Herzogs Konrad, der als Konrad II. zum Deutschen König gewählt wurde. Als dessen ältester Sohn auf der Jagd den Tod fand — so erzählt eine Sage — verwandelte er sein Stammschloß in ein dem Gottesdienste geweihtes Haus.

Den Bau des Klosters und der Klosterkirche von Limburg unternahm Kaiser Konrad II. im Jahre 1030 mit der ausgesprochenen Bestimmung, daß die Kirche die Grabstätte des salischen Geschlechtes werden solle, nachdem die Stammburg der Salier selbst vorher den Platz eingenommen hatte, auf den das Kloster zu stehen kam. Zu gleicher Zeit begründete er den Dom in Speier und bestimmte ihn zur Begräbnisstätte der Deutschen Könige. Die Gruft

unter dem Hochaltar der Limburg, worin nach J. G. Lehmanns quellenmäßigem Berichte mehrere Angehörige der salischen Herzogsfamilie beigesetzt sind, ist bis heute noch nicht aufgedeckt, überhaupt noch gar nicht gefunden worden. Konrads Sohn, Kaiser Heinrich III., vollendete 1042 den Bau und übergab ihn den Benediktinern.

Zerstört wurde die Limburg 1504 durch den Grafen Emich VIII. von Leiningen-Hartenburg, da dieser sowohl mit dem Abt, als mit dessen Schirmherrn, dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz, im Streit lag, und zwar eben wegen der Schirmvogtei über die Limburg. Emich benützte die Gelegenheit zu diesem Anschlag, die sich damals gerade bot, da Philipp, der in die Reichsacht erklärt war, mit dem Kaiser Krieg führte und seine Truppen von der Limburg zurückgezogen hatte. Die Mönche waren einen Tag vor dem Erscheinen der leiningischen Scharen mit den Kostbarkeiten des Klosters nach Speier entflohen. Nach jener Niederbrennung wurde von 1515 bis 1551 die Abtei wieder neu erbaut; zu den romanischen Bauteilen kamen nun solche aus der Schlußzeit des gotischen Stiles. Im Jahre 1571 zog der Schirmherr das Kloster ein, nachdem er schon seit 1561 keine neuen Mönche mehr zugelassen hatte. Erst unter dem Schutze der Spanier erfolgte während des Dreißigjährigen Krieges (1621) die Wiederbesetzung der Abtei mit Ordensleuten, doch 1650 wurden diese endgültig vertrieben. Von nun an blieben die schon während des Dreißigjährigen Krieges stark mitgenommenen Bauten des Klosters dem Verfall überlassen. Seit 1843 ist die Limburg Eigentum der Stadt Dürkheim.

Bei den Ruinen der Abtei lassen sich auf den ersten Blick verschiedene Bauzeiten unterscheiden, die teils romanische, teils gotische Bauwerke hervorbrachten. Das bedeutendste Stück der Ruine sind die Trümmer einer frühromanischen Abteikirche, die schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbaut wurde und eine Fläche von nicht weniger als 2400 qm überdeckte. Es war eine kreuzförmige Säulenbasilika mit Vierungskuppel und einem Chor von quadratischer Grundfläche, unter dem eine Krypta lag. Im Westen hatte der Bau das Hauptportal. Eine gewölbte Vorhalle, das sogen. Paradies, samt zwei von je einem runden Treppentürmchen begleiteten hohen Türmen schlossen hier die Fassade ab. Einer dieser Türme, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Stil der Spätgotik neu aufgebaut wurde, ist heute noch großenteils vorhanden, während vom andern nicht mehr als ein etwa 0,80 m hoher Sockel, der aber samt seinen Lisenen den romanischen Stil deutlich ausspricht, erhalten blieb.

An den gotischen Turm (37 m) schließt sich auch der gotische Teil der Westfassade an, der auf romanisches Bruchsteinmauerwerk aufgesetzt ist. Ebenso sind die ursprünglich romanischen Rundbogenfenster des Chors durch späteren Einbau von gotischen Spitzbogen und einer ebensolchen Rosette ersetzt worden; ferner zeigt die Scheidewand, die das Chor vom Querschiff trennt, eine gotische Rosette über dem spitzbogigen Portal. Von dem einst vor-

handenen Kreuzgang romanischen Stils sind nur noch Spuren erhalten geblieben, dagegen stehen auf der Nordseite ansehnliche Überreste eines späteren gotischen Kreuzganges, der in seiner Efeu-Überwucherung einen höchst malerischen Anblick gewährt.

Von dem Konventsgebäude, das 34 m lang und 10 m breit war, ragen nur noch die Umfassungswände empor; sie lassen erkennen, daß es ein im spätgotischen Stil aufgeführtes Gebäude war; namentlich spricht sich dies in dem abgetreppten Westgiebel aus. Der mittlere Raum im Erdgeschoß des Konventsgebäudes war das Refektorium, dessen vier dreifach gekuppelte Fenster in der Nordwand noch vorhanden sind. Der wohlerhaltene Keller des Konventsgebäudes ist mit einem Tonnengewölbe überdeckt und vom äußeren Klosterhof aus durch eine Freitreppe auf der Westseite zugänglich. Östlich des Chors, am früheren Friedhof der Laienbrüder, befindet sich der 88 m tiefe Klosterbrunnen.

Die Gewölbe der unter dem Chor befindlichen Krypta sind eingestürzt; sie ruhten ursprünglich auf vier Eckpfeilern, vier freien und acht Wandsäulen. In der Krypta sieht man eine stark beschädigte steinerne Inschrifttafel, die ursprünglich im Lettner eingesetzt war und sich auf dessen Errichtung, sowie die anderer gotischer Einbauten bezog. Die Schrift soll gelautet haben: Conradus II. coenobium istud fundavit anno domini 1035. Siegfried de Bergen abbas hoc opus fieri fecit a. d. 1551. y. d (= ulterius tempus inceptum perge. (Kaiser Konrad II. gründete dieses Kloster im Jahre des Herrn 1035. Abt Siegfried von Bergen hat 1551 diesen Bau herstellen lassen, möge die nachfolgende Zeit das Begonnene fortsetzen.) Als Ersatz für die beschädigte Inschrifttafel wurde 1887 eine neue Steinplatte mit diesem lateinischen Text in die Chor-Scheidewand eingesetzt. Die Bruchstücke einer anderen Steintafel sollen die Grabschrift des um 1033 abgesetzten, später gerechtfertigten Abtes Gumbert enthalten. Das Bogenfeld auf der Innenseite des Portals zeigt ein spätromanisches Bildhauerwerk aus weißem Sandstein, das von der Abtei herrührt und 1886 im nahen Dorf Grethen aufgefunden wurde; es stellt die Jungfrau mit dem Jesuskind auf einem vieltürmigen Throne dar.

Die Hartenburg.

Die Hartenburg wurde in ihrer ersten Anlage 1215 bis 1220 durch den Grafen Friedrich II. von Saarbrücken, dessen Mutter der letzte Sprosse aus dem alten Leininger Grafengeschlecht war, erbaut. Friedrich II. nahm darauf den Namen und das Wappen des Leiningischen Hauses an und stiftete damit die jüngere Leiningische Linie, die über 500 Jahre lang in der Hartenburg residierte. Die Burg war auf einem Platz erbaut, auf den das Kloster Limburg Ansprüche geltend machte; Graf Friedrich II. weigerte sich, eine Entschädigung zu gewähren, weshalb ihm, als er auf dem Sterbebett lag, vom Abt die Absolution verweigert

wurde. Erst der Sohn des Gründers der Hartenburg, Graf Friedrich III., setzte sich 1249 mit der Abtei auseinander und leistete Ersatz für das widerrechtlich in Besitz genommene Grundstück. Aber doch endete niemals der Hader zwischen den Herren der Hartenburg und den Äbten auf der Limburg.

Graf Emich VIII. von Leiningen erweiterte im Anfang des 16. Jahrhunderts die Burganlage ganz bedeutend und machte aus ihr eine starke Festung, deren er auch sehr bedurfte; denn Kaiser Maximilian I. verhängte 1512 über ihn die Reichsacht, da er sich bei den Streitigkeiten zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon an Ludwig XII., König von Frankreich, angeschlossen hatte. Mit Vollstreckung der Acht wurde Kurpfalz, sowie eine Anzahl anderer Reichsstände gemeinsam betraut. Alle leiningischen Burgen fielen, eine nach der andern; so nahm der Herzog von Württemberg das Schloß Gräfenstein ein, während Ludwig V. mit starker Macht vor der Hartenburg lag, worin Emichs Gemahlin eingeschlossen war. Diese jedoch rief, um die Burg nicht in die gefährlichen Hände von Kurpfalz gelangen zu lassen, den Herzog von Württemberg aus Gräfenstein herbei und übergab die Burg diesem minder begehrlichen Vollstrecker des kaiserlichen Gebotes; in der Tat überließ der Herzog bald darauf die Hartenburg wieder ihrem rechtmäßigen Besitzer, dem Grafen Emich VIII.

Im Jahre 1683 hielten französische Truppen die Hartenburg vorübergehend besetzt, angeblich um der gräflichen Linie Leiningen-Dagsburg gegenüber der Hartenburger Linie zu ihrem Recht zu verhelfen, eine Einmischung von seiten Ludwigs XIV., womit er nur bezweckte eine Beute für sich zu erhaschen. Als 1689 fast alle Burgen der Pfalz den Mordbrennern Frankreichs zum Opfer fielen, entging die Hartenburg ihrem Schicksal dadurch, daß sie als wichtige Talsperre wieder mit einer französischen Besatzung bedacht worden war und diese bis 1692 behielt. Beim plötzlich befohlenen Abzug begnügten sich die Franzosen damit, einige Werke der Burg zu sprengen.

Graf Johann Friedrich v. L. ließ den Schaden einigermaßen gut machen und bezog die Burg wieder, sein Nachfolger Friedrich Magnus verlegte jedoch 1725 die Residenz nach Dürkheim. Im Jahre 1794 wurde die Hartenburg (wie auch die Stadt Dürkheim samt dem neuen Residenzschloß) von den Horden der französischen Republik niedergebrannt und liegt seitdem als Ruine da. Der Hauptteil der Burg ist jetzt, wie der angrenzende Wald, Eigentum des Staates Bayern; nur die sog. M ü n z ist Privateigentum, denn das Recht an diesem Burgteil ist mit dem Besitzrecht des in dem Außenwerk eingeschlossenen Ackerfeldes verknüpft. Indessen hat der Eigentümer dieses Burgteiles, Hofmöbelfabrikant L. J. Peter in Mannheim, das darin eingeschlossene Grundstück in uneigennütziger Weise (nur vorbehaltlich des Eigentumsrechtes) dem Verschönerungsverein in Dürkheim überwiesen, so daß das früher unzugängliche Vorwerk der Burg dem allgemeinen

Zutritt frei gegeben und das zugehörige Ackerland zu einer kleinen Anlage umgeschaffen werden konnte.

An der Hartenburg lassen sich deutlich drei Abschnitte der Befestigungsanlage unterscheiden: 1. Die schmale Obere Burg, die mit dem Bergfried und dem südlich anstoßenden Vorhof den ältesten Teil der Hartenburg darstellt. 2. Die Hauptburg mit drei runden Ecktürmen und dem großen Burghof. 3. Das Außenwerk, genannt die Münz, mit zwei runden Ecktürmen und dem Kleinen und Großen Ausfallgarten.

Von der Oberen Burg tritt besonders hervor der mächtige Bergfried, ein runder Geschützturm, der den Zugang zur Burg nach drei Seiten verteidigte und die Talstraße vollständig beherrschte. Bei einem Gesamtdurchmesser von 25 m hat der Bergfried Umfassungsmauern von 7 m Dicke; eine jetzt offen liegende Wendeltreppe in der Mauerdicke selbst vermittelte den Verkehr von Stockwerk zu Stockwerk. Der gewaltigen, dauerhaft gefügten Steinmasse dieses Turmes gegenüber konnten auch die angelegentlichen Bemühungen der Franzosen (1692 und 1794), ihn zu sprengen, keinen vollständigen Erfolg haben und er ist noch heute zum größten Teil erhalten, nur seine massiv gewölbte Steinkuppel und leider auch ein beträchtliches Stück der Umfassungsmauer wurden durch die französischen Minen zum Einsturz gebracht. Vor weiterem Verfall, wie er sich durch den Einfluß der Witterung am abgesprengten Rand zu zeigen begann, ist der Bergfried, der in ganz Süddeutschland nicht seinesgleichen hat, vor einigen Jahren durch eine Schicht frischen Mauerwerks geschützt worden.

Den zweiten Verteidigungsabschnitt bildete die eigentliche Burg mit dem eckigen Torturm vom Jahre 1510, der die beiden Haupteingänge der Burg schützte, ferner mit dem Runden Turm rechts von der Toreinfahrt an der südwestlichen Ecke, dem runden, sogen. Dicken Turm an der nordöstlichen Ecke und dem ebenfalls runden Gefängnisturm an der nordwestlichen Ecke. Der Torturm begrenzte außerhalb des Burghofes links neben der Einfahrt einen Vorhof, worin in späterer Zeit die Schmiede oder auch die Wachtstube untergebracht war.

Die Burggebäude, dabei Rittersaal, Beamten-Wohnungen, Marstall und andere Bauten der Hauptburg, umschlossen den geräumigen Burghof, innerhalb dessen ein sechseckiger, außen an den Palas angebauter Treppenturm zur Ritterburg hinaufführte. Die gedeckte Einfahrt in den großen Burghof ging unterhalb des Rittersaales durch. Über der Durchfahrt mag neben dem noch teilweise erhaltenen Rittersaal die Kapelle eingebaut gewesen sein, und noch jetzt da vorhanden ist eine dunkle Felsenkammer, die durch den sechseckigen Treppenturm einen Zugang hat; allerdings müßte dabei eine Leiter zu Hilfe genommen werden, denn sämtliche Stufen der steinernen Wendeltreppe sind herausgebrochen. Möglicherweise war dieser düstere Raum die Totenkammer, die in einer alten Burgbeschreibung erwähnt ist.

Der dicke Turm, der aus der nordöstlichen Ecke dieses Burgteils vorspringt und wie jeder der anderen Ecktürme zwei Flanken bestreichen konnte, hat 21 m im Durchmesser und ist noch 17 m hoch; er wird auch Kugelturm genannt, da außen an seiner Bekleidung eine ganze Anzahl Halbkugeln, welche steckengebliebene Kanonenkugeln vorstellen sollen, erhaben aus den Steinquadern herausgemeißelt sind. Es war dies eine Trutzmarke für die Stärke der Befestigung, wie das gleiche auch an Nürnberger Basteien vorkommt. Innen ist der Kugelturm zu drei Stockwerken abgeteilt; im oberen, vom Burghof aus eben zugänglichen Stock, der erst 1899 von den ihn erfüllenden Schuttmassen befreit wurde, sind fünf Geschützstände vorhanden, die jetzt prächtige Gucklöcher für die Aussicht bilden. Der mittlere Stock, ein gewölbter Raum, hat seinen Eingang durch eine Luke vom Kleinen Ausfallgarten her und ist mit zwei Schießscharten versehen, die im Verein mit einem Schacht im Deckengewölbe Licht in den von 5 m dicken Mauern umschlossenen Raum einlassen. Der Verbindungsgang von diesem Gewölbe zum Schloßhof ist noch mit Schutt gefüllt; auch das unterste, ebenfalls eingewölbte Stockwerk des Kugelturmes, der Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut wurde, ist unzugänglich.

Gegen die obere Burg hin zeigen sich im Schloßhof zwei mächtig große, übereinander gewölbte Keller, von wo aus ein Gang aufwärts zum Bergfried führt; die Kellergewölbe tragen die Jahreszahlen 1509 und 1510. Der Gefängnisturm im Nordwesten der Hauptburg birgt noch wohlerhaltene unterirdische Verließe.

Das tiefer liegende Vorwerk, die Münz, ist eine Bastei, die an der engsten Stelle des Tales liegt; den Namen Münze führt das Werk davon, daß innen an der Nordseite der Umfassung die Prägestätte der Grafen von Leiningen angebaut war. Das Werk ist von allen Seiten, auch nach der Burg hin, mit Mauern eingefaßt, die an seiner weit nach Nordost vorgeschobenen Front von zwei Ecktürmen flankiert sind. Die Außenmauern umschließen zwei an Größe sehr verschiedene Zwinger, von denen der hochliegende der Kleine Ausfallgarten, der um mehrere Meter tiefer liegende der Große Ausfallgarten hieß.

Um vom kleinen in den großen Zwinger oder Ausfallgarten hinabzusteigen, mußte wohl in alter Zeit die senkrechte Abschlußmauer mit Hilfe von Leitern überwunden werden, und auch beim Rückweg gab es kein anderes Verkehrsmittel. Die Sicherheit verbot es, hier bequeme Zugänge zu schaffen. Heute gestattet eine neu aufgemauerte Rampe bequem den Ab- und Aufstieg. Die Verbindung zwischen der Burg und dem Außenwerk, also zunächst die Verbindung mit dem Kleinen Ausfallgarten, vermittelt eine Poterne; zu dieser gelangt man vom Burghof her, indem man rechts neben dem obersten Stockwerk des Kugelturmes (erkennbar an seinen fünf Geschützständen mit breiten Schießluken) im vorn offenen, halbzerstörten Treppenturm die wenigen, zum Teil neu hergestellten

Stufen der steinernen Wendeltreppe hinabsteigt, worauf man in einen neben dem Treppenturm von der Burghofhöhe herabreichenden Lichtschacht eintritt. Hier zeigt sich eine spitzbogige Pforte, über welcher die Jahrzahl 1501 ins Gewände eingemeißelt ist.*) Diese Pforte eröffnet einen schräg nach abwärts führenden kurzen Gang, der durch die Dicke der Burghofmauer geht, wonach man durch eine ähnlich gestaltete zweite Pforte den Kleinen Ausfallgarten betritt. Die eisernen Türen, die diese Zugänge einst sicherten, sind natürlich jetzt nicht mehr vorhanden. Bis 1899 war dieser Gang im Schutt völlig verborgen und man wußte überhaupt nichts von seinem Vorhandensein. Durch die Aufräumung, um die sich der Dürkheimer Altertumsverein und der Drachenfelsklub verdient gemacht haben, ist endlich dieser beachtenswerte Verbindungsgang erschlossen worden. Die Schuttmassen aus einem der Dienstgebäude (dem angeblichen Marstall) sind seit 1902 durch den Verschönerungsverein Hartenburg entfernt worden; man hat dabei auch großartige Keller freigelegt.

Die beiden runden, 9 m dicken Türme des Außenwerks, die — vom Berghang aus betrachtet — noch jetzt eine stattliche Höhe haben, aber sich von der Burg aus nur mehr ganz wenig über den Rand des Großen Ausfallgartens erheben, sind im Innern mit je zwei übereinander liegenden gewölbten Räumen ausgestattet; unter diesen befinden sich noch kellerartige Verließe, zu denen Treppen hinabgeleiten. Möglicherweise nahm in einem dieser beiden tiefliegenden Turmverließe der unterirdische Gang seinen Anfang, der hinunter ins Tal geführt haben soll. Ein Wehrgang, der auch gegen den Großen Zwinger zu mit einer Mauer abgeschlossen ist, verbindet die Zugänge zu beiden Türmen.

An der Ostseite der Burg befand sich der prächtige Lust- und Blumengarten, der heute mit Bäumen bewachsen ist und noch jetzt seine schöne Brunnenschale mit der Jahrzahl 1564 enthält. Schließlich ist als Bestandteil der Hartenburg noch der sogen. Lindenplatz aufzuführen. Dieser große, von einer Mauer umzogene Raum an der Südostseite der Burg ist seiner ganzen Anlage nach als ein Außenwerk der Burg anzusehen.

Die Sage berichtetet, daß auf dem Lindenplatz jedesmal eine Linde angepflanzt wurde, so oft dem gräflichen Hause ein Sohn geboren wurde. Die Linde ist allerdings der erwählte Baum des Geschlechtes Leiningen, denn ein Lindenbaum mit silbernen Blüten bildet die Helmzier seines Wappens.

Grünstadt.

Der Hof Grundstat samt Kirche und Zugehörungen war im frühesten Mittelalter ein Besitz des Klosters Glandern oder Lungenfeld (Longueville) in Lothringen. Im Jahre 836 wird Grünstadt unter der Bezeichnung Grintestat als

*) Die Ziffer 5 hat fast die Form einer 7, wie dies zu Anfang des 16. Jahrhunderts zuweilen gebräuchlich war.

Dorf erwähnt, und zwar als Lehen der Abtei Weißenburg. Die Abtei gab den Ort später den Herren von Münzenberg und von Metze zu Lehen, und von diesen gingen Teile der Gemarkung von Grünstadt 1250 an die Grafen von Leiningen über. Im Jahre 1304 waren die Leininger alleinige Inhaber des ganzen Weißenburger Lehens. Später (1411) erlangte Kurpfalz durch Kauf zunächst ein Viertel von Grünstadt und 1467 für gute Dienste noch die Hälfte des Leininger Anteils. Durch Vertrag mit dem Grafen Reinhard IV. kam endlich Kurfürst Philipp von der Pfalz 1481 in den alleinigen Besitz von Grünstadt, jedoch noch immer als eines Lehens der Abtei Weißenburg. Schon 1505, als die bayerische Erbfehde ausgebrochen war, verkaufte der Kurfürst aus Geldnot Grünstadt und sechs andere Dörfer um 8000 rheinische Goldgulden wieder an den Grafen Reinhard IV. von Leiningen. Nun blieb Grünstadt ein Gebiet der Grafschaft Leiningen bis zum Einbruch der republikanischen Armee Frankreichs 1793.

Im Dreißigjährigen Kriege war Grünstadt so sehr mitgenommen worden, daß fast keine Einwohner mehr da waren. Nach allmählicher Erholung wurde der Ort im Orleansschen Kriege 1689 durch die Franzosen geplündert und in Brand gesetzt. Infolge einer tatkräftigen Vorbeugungsmaßregel blieb aber doch der größte Teil des Dorfes erhalten; denn Graf Philipp Ludwig von Leiningen hatte vorher alle die Stroh- und Schindeldächer der Häuser, die den Brand weiter tragen konnten, entfernen lassen. Nachdem die bisherige Residenz des Grafen Georg II. von Neu-Leiningen, nämlich dessen gleichnamige Burg, 1689 ganz in Flammen aufgegangen war, so baute er sich in Grünstadt eine neue Residenz, den Oberhof, und damit erhielt das Dorf zugleich die Eigenschaft einer Stadt. Schon vorher hatte sich Graf Philipp Ludwig, dessen Burg Alt-Leiningen 1689 ebenfalls zerstört worden war, im Grünstadter Unterhof eine bescheidene Residenz eingerichtet. Von 1705 an bis 1793 regierten dann die beiden aus dem Geschlecht Leiningen-Schaumburg neu hervorgegangenen Linien Alt- und Neu-Leiningen in jährlichem Wechsel friedlich in Grünstadt über die ganze Grafschaft. (Die Linie Leiningen-Hartenburg residierte auf ihrer Burg, und von 1725 an in Dürkheim.) Die französische Revolution pflanzte auch in Grünstadt ihren Freiheitsbaum mit Jakobinermütze auf und eine Grünstadter Lehrerstochter spielte die Göttin der Vernunft. Die Grafen beider Leininger Linien wurden der Regierung entsetzt und als Gefangene nach Paris geschleppt. Grünstadt blieb in französischer Gewalt bis zum Jahr 1815, wonach die Stadt dem Königreich Bayern einverleibt wurde.

Burg Neu-Leiningen.

Graf Friedrich III. von Leiningen, Landvogt des Speiergaues und des Westrichs, erbaute von 1238 bis 1241 diese zweite Stammburg des uralten Geschlechtes, nachdem bei der 1237 erfolgten Schlichtung von Erbstreitig-

keiten des Hauses die alte Stammburg Leiningen, die später zum Unterschied „Alt-Leiningen" genannt wurde, nicht in seinen alleinigen Besitz gekommen war, sondern Gemeinschaftsgut blieb. Im Jahre 1468 berannte Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz im Streit mit dem Grafen Emich VII. die Burg Neu-Leiningen, die ihm darauf geöffnet wurde. Der Sieger übergab Stadt und Burg dem Bischof von Worms, der mit der Hälfte einer jeden die Kurpfalz belehnte, während er ein Viertel, das dem Hochstift schon seit 1372 zustand, selbst behielt, das letzte Viertel aber der Gräfin Margareta zu Leiningen-Westerburg überließ.

Im Jahre 1508, nachdem Einlösungen stattgefunden hatten, teilte Graf Reinhard I. v. L. die Burg zwischen sich und dem Hochstift Worms, indem er dem Bischof die südliche, an die Stadt grenzende Hälfte einräumte und selbst die nördliche Hälfte nahm. Nach dieser Neuordnung erfuhren auch die Befestigungswerke wie die Wohngebäude der Burg, die einigermaßen vernachlässigt waren, durch Erneuern und Ausbessern ihre Instandsetzung. Im Bauernkrieg 1525 wurde die Burg zwar auch bedroht, blieb aber doch unbeschädigt, da die von der Familie allein zurückgebliebene Schloßherrin Eva v. Leiningen das Tor öffnen ließ und die darauf eingedrungenen Bauern selbst bewirtete. Dank dieses Verfahrens der klugen und mutigen Gräfin zog der verblüffte Bauernhaufe ab, ohne hier seine gewöhnliche Zerstörungswut ausgelassen zu haben. Im Dreißigjährigen Kriege kam die Burg mit verhältnismäßig geringen Beschädigungen durch, aber 1689 — im Orleansschen Krieg — wurden Stadt und Burg von den Franzosen niedergebrannt; doch hielten die festen Mauern der Burganlage die Feuersglut aus.

Um die Burg wieder auszubauen, trachtete Graf Georg II. die Wormser Hälfte käuflich an sich zu bringen; da ihm dies aber nicht gelang, erbaute er sich in seiner Stadt Grünstadt ein Schloß und trat dann 1767 seinerseits die leiningische Hälfte der Burg an das Hochstift Worms ab.

Nachdem durch den Frieden von Lunéville alles deutsche Land links des Rheins in französischen Besitz übergegangen war, wurde die Burg Nationaleigentum, ging aber 1804 durch Verkauf an die Gemeinde Neuleiningen über. Diese veräußerte die seit 1689 Ruine gebliebene Burg 1808 an Private, und nun kam sie in die verschiedensten Hände. In den 1850 Jahren war sie im Besitz des Lehrers Holtersbach, der sich als erster um die Ruine annahm, indem er die Vorburg auf der Südseite mit einer Mauer umgeben, das Untergeschoß des Südost-Turmes bewohnbar und dessen Zinne zugänglich machen ließ, auch durch Anlagen und Rebenpflanzung das Innere der Burg verschönerte. Seit 1874 ist die Burg wieder im Besitz des gräflichen Hauses Leiningen, indem Graf Karl Emich zu Leiningen-Westerburg († 1907 in Neupasing bei München) dieses eigentliche Stammschloß seiner Linie ankaufte und für dessen würdige Instandhaltung Sorge trug.

Auf dem höchsten Punkte der Bergfläche erhebt sich die Ruine der Hauptburg mit ihrer vierseitigen dicken und hohen Umfassungsmauer, die an jeder der vier Ecken einen runden Flankierungsturm hat. An die Hauptburg schloß sich östlich ein ausgedehntes Vorwerk mit Hof und Zwinger an, von wo aus man erst ans Tor der Hauptburg gelangte. Die Vorburg — heute Ackerfeld — umfaßte einst mit ihrer Ringmauer auch die Schloß- und Stadtkirche und war vom Hauptwerk außer durch die hohe Burgmauer noch durch einen jetzt eingefüllten Graben getrennt, über den eine Zugbrücke führte. Die vier Türme der Burg haben noch jetzt eine Höhe von 17—20 m; im Innern waren sie durch übereinander liegende starke Gewölbe abgeteilt, von denen die im südöstlichen Turm zum Teil noch gut erhalten sind. Von den Gebäuden der Hauptburg ist fast nichts mehr vorhanden als ein hoher Giebel des Palas mit gotischen Spitzbogenfenstern und einem kleinen Balkon. Die schönen Schloßbauten des Grafen und des Bischofs sind in Schutt versunken und haben so den Boden innerhalb der wohlgefügten, mit glatten Quadern verkleideten Umfassungsmauer erhöht; auch mußten wohl die Ruinen viele ihrer Steine zum allmählichen Wiederaufbau des 1689 mit der Burg zugleich niedergebrannten Ortes abgeben.

Die Ortschaft Neu-Leiningen ist dadurch entstanden, daß sich die Burgmannen, ferner Handwerksleute und Bauern hier neben der großen Burg ansiedelten; die Niederlassung gedieh rasch und ward zur Stadt mit Mauern, Toren und Türmen, die noch jetzt zum Teil erhalten sind. Schon 1374 wird Neu-Leiningen in einer Urkunde als Stadt genannt, doch im Lauf der Zeiten sank es wieder zum Flecken herab.

Burg Alt-Leiningen.

Diese älteste Stammburg der Grafen von Leiningen ist in der frühen Zeit von 1100—1110 erbaut worden; damals natürlich führte sie den Namen Burg Leiningen, der erst vom Jahre 1242 an, nachdem in der Nähe die zweite Stammburg entstanden war, zu Alt-Leiningen wurde. Die Burg blieb nämlich bei der 1237 vorgenommenen Schlichtung des Leininger Erbstreites Gemeinschaft, weshalb Friedrich III. eine neue Burg für sich erbaute. Durch spätere Erbteilungen fielen Anteile der alten Burg auch an weibliche Glieder des Hauses, und durch deren Nachkommen ward die Stammburg förmlich zum Ganerbenschloß. Sponheim und Nassau hatten außer den Leiningern Teil an der Burg, später auch Kur-Trier und Kurpfalz. Durch Rückkäufe und Einlösungen kam jedoch die Burg wieder ganz unter die Botmäßigkeit des Hauses Leiningen.

Im Jahre 1525, beim Ausbruch des Bauernkrieges, residierte hier Graf Kuno II. von Leiningen, der sich damals nach Heidelberg flüchtete, worauf die Bauern das Schloß erstürmten und einäscherten. Der Wiederaufbau wurde zwar noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begonnen, doch erst gegen Ende desselben Jahrhunderts

konnte der Bau durch den Grafen Philipp I. vollendet werden. Den Dreißigjährigen Krieg vermochte die Burg dann zu überdauern, aber 1689 kamen die Franzosen, raubten die Burg aus und brannten sie nieder. Seitdem liegt sie in Trümmern. Eigentümer der Ruine ist die altleininger Linie des Geschlechtes Leiningen-Westerburg.

Die Burganlage dehnt sich auf einer 70 m hohen Felserhebung von dreieckiger Grundform aus, deren längere Seiten sich über 100 m hin erstrecken. Gemäß ihrem Lebenslauf zeigt die Burg Gebäudeüberreste verschiedener Bauzeiten. Aus der ältesten Zeit stammt fast nichts als das dicke Mauerwerk im südwestlichen Teil der Burg, die Schildmauer mit dem sogen. Heidenturm. Dieser Bergfried scheint nach dem noch vorhandenen Bruchstück seiner Umfassungsmauer zu schließen, in der Zeit der Geschütze zu einem sechseckigen Batterieturm ausgebaut worden zu sein, der, wie die Schildmauer, mit Buckelquadern verkleidet war. Ein anderer, ebenfalls vieleckiger Turm, von dem nur noch die Grundmauern vohanden sind, stand dem Heidenturm gegenüber an der Nordwestecke der Hauptburg.

Die übrigen Teile der Ruine, namentlich der Palas und sein Treppenhaus, die Dienstgebäude, die Kapelle u. a. zeigen die Bauart der Renaissance-Zeit, aber auch noch gotische Formen treten vereinzelt daran auf. Der Bau des Palas nahm außer dem Felsenvorsprung an der Spitze des Dreiecks auch die Langseite im Nordosten ein. Hier erhob sich ein vierstöckiger Schloßbau der Renaissance, der seine nach außen gerichtete Hauptfassade zum großen Teil noch heute zeigt. Das Schloß, das einst durch die Pracht seines inneren Ausbaues, seines grünen, blauen und roten Saales, berühmt war, zählte nach dem Umbau im 16. Jahrhundert nicht weniger als 365 äußere Fenster, also so viele, als das Jahr Tage hat. Heute sind von dieser Zahl in den Mauerresten immerhin noch 157 Fenster erhalten, wenn auch leider viele davon ihrer Gewände verlustig gingen.

Die Hauptburg war nach der Westseite, der etwa 80 m langen dritten Seite des Dreiecks, durch einen aus dem Felsen herausgehöhlten breiten Graben geschützt, über den an der Nordwest-Ecke des Burghofes eine Zugbrücke durchs Torgebäude führte. Die Umfassungsmauern erstrecken sich aber in nordwestlicher Richtung beiderseits noch weit über den Graben hinaus und umschlossen im Verein mit einer parallel zum Graben laufenden Verbindungsmauer ein großes Rechteck, das die Vorburg bildete. Die ausgedehnte Fläche dieses Außenwerkes diente wohl ursprünglich als Turnierplatz; später waren die Burgleute darauf angesiedelt und heute ist sie Ackerfeld.

Kloster Höningen.

Das Kloster Höningen (ursprünglich Hagenehe) wurde im Jahre 1120 vom Grafen Emich II. von Leiningen und seiner Gemahlin Alberad gegründet, um sich in dem Kloster nahe dem Stammschlosse des Geschlechtes ein Erbbegräbnis

zu errichten. Die Stifter beriefen Augustiner-Chorherren, beschenkten sie reichlich mit Gütern, Zehnten und Rechten und ließen die Klosterkirche dem Apostel Petrus und der heil. Verena weihen. Beide Stifter wurden 1142 als die ersten des gräflichen Hauses in der Klosterkirche beigesetzt. Das Kloster blühte sehr empor und gehörte bald zu den reichsten der Pfalz. Prior Arnold trat jedoch 1569 zum evangelischen Glauben über, und noch im nämlichen Jahre brannte das Kloster, das der Prior dem ebenfalls der neuen Lehre anhängenden Grafen Philipp I. von Leiningen übergeben hatte, vollständig nieder. 1593 ließ Graf Philipp II einige Gebäude wieder aufbauen und errichtete eine Lateinische Schule darin. Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Schule aufgegeben und die Gebäude verfielen dann allmählich oder wurden niedergerissen.

Von den Klostergebäuden sind romantische Teile aus der Zeit der Erbauung, und gotische von der um 1450 vorgenommenen Erneuerung vorhanden. So zeigt das Portal an der Westseite der ehemaligen Klosterkirche einen Rundbogen mit vorgelegtem Wulst samt romanischem Kämpfergesims und einen spitzbogigen Einbau, der die Toröffnung verengert. Der gleiche Vorgang wiederholte sich bei den Bögen zwischen den Pfeilern des Hauptschiffes; nachträglich wurden hier die infolge der gotischen Einbauten schon verengten Öffnungen ganz zugemauert.

Außer der Klosterkirche stehen auch noch beträchtliche Gebäudeteile des Konvents, von dessen zwei hohen Giebelmauern die westliche vollständig erhalten ist. Das Konventsgebäude ist über einem gewölbten Keller von großer Ausdehnung errichtet; es hat in der Mitte der Westwand eine rundbogige Torfahrt, die im Hof mit einer spitzbogigen Toröffnung endet. Also wieder Vermischung von romanischen mit gotischen Stilformen! Links von der äußeren Toreinfahrt, aber innerhalb der Umfassungsmauer des Konventsgebäudes, besteht eine Wendeltreppe, die aus dem Turm der Klosterkirche stammt.

Eisenberg.

An der Stelle von Eisenberg lag eine römische Ansiedelung und man vermutet in ihr das alte Rufiana, das nach Ptolomäus' Bericht (aus dem 2. Jahrhundert) nahe dem Rhein zwischen Civitas Nemetum (Speier) und Borbetomagus (Worms) gelegen haben soll. Allerdings wird auch behauptet, daß Rufiana nichts als ein älterer Name für das Kastell Alta Ripa am Rhein unterhalb Speiers oder für eine ursprünglich nahe bei dessen Stelle vorhandene Niederlassung der Römer gewesen sei. Jedenfalls bekunden die bei Eisenberg aufgedeckten römischen Gebäude und Begräbnisstätten wie auch zahlreiche Funde von Münzen, Waffen und anderen Gegenständen römischer Herkunft, daß die Römer hier eine dauernde Niederlassung gehabt haben. Im frühen Mittelalter scheint Eisenberg ein Lehen der Abtei Görze gewesen zu sein, die dieses vom Bischof von Metz erhalten hatte. Es gab schon im 8. Jahr-

hundert in Eisenberg eine Kirche zum heil. Gorgon, während 1496 eine Kirche zum heil. Matthäus erwähnt wird. Im Jahre 1146 bestand ein Rittergeschlecht von Eisenberg. Später waren Malteser in Eisenberg ansässig, denn sie hatten da ein Oratorium. Patronatsherr war der Bischof von Worms.

Burg Stauf.

Burg Stauf ist durch die Hohenstaufen, und zwar entweder durch Konrad III. (1137—52) oder Friedrich I. (1152 bis 1190) erbaut worden. Friedrich I. belehnte damit den Grafen Eberhard von Eberstein, später besaßen Grafen von Sponheim und von Nassau die Burg; beim Haus Nassau blieb sie — zuletzt als Ruine — bis 1793. Im Bauernkrieg war die Burg Stauf erstmals zerstört worden, sodann endgültig im Dreißigjährigen Krieg.

Groß- und Kleinbockenheim.

Die Kirche von Großbockenheim hat einen dicken viereckigen Glockenturm romanischen Stils, der aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt. Bemerkenswert sind die beiden Rundbogenfriese am Turm, die sich auf konsolartige Widderköpfe stützen.

Kleinbockenheim hat eine Kirche, die dem spätromanischen Stil angehört und vielleicht Ende des 12. Jahrhunderts erbaut ist, während das Chor der Kirche in die Übergangszeit fällt; die Gewölbe des Langschiffes wieder sind spätgotisch. Sehr merkwürdig ist aber der 5 m abseits der Kirche stehende viereckige Glockenturm, ein im unteren Teil romanisches Bauwerk aus dem Ende des 11. oder dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Das unterste Geschoß des Turmes, dessen Sohle tief unter dem heute sehr erhöhten Boden liegt, hat ein frühromanisches Gewölbe. Die oberen Teile sind später erbaut worden, und zwar so, daß der Turm eher einem mittelalterlichen Stadt-Turm, als einem Glockenturm ähnelt. Er hat oben ein schönes Rundbogenfries, darüber die Zinnen und eine schlanke Steinpyramide. Auf der Westseite des Turmes besagt eine alte Inschrift, daß der „torn anno 1460 gebrocken und 1514 wieder hergestellt" wurde.

Die Emichsburg

in Kleinbockenheim.

Dicht neben dem Glockenturm von Kleinbockenheim befinden sich die Überreste der Emichsburg, eines Schlosses, das sich Graf Emich VIII. von Leiningen hier in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts erbaute. Von diesem Bau der deutschen Früh-Renaissance steht aber nichts mehr als das Erdgeschoß der ehemaligen Hauptburg samt Resten zweier Flankierungstürme. Das wirkungsvoll gegliederte Portal, ein Rundbogen mit je zwei kannelierten Säulen rechts und links, samt dem entsprechenden,

schön ausgemeißelten Gebälk, alles aus weißem Sandstein, stammt aus viel späterer Zeit als das Schloß selbst; die Architektur des Portals zeigt ausgesprochene Spätrenaissance.

Lambrecht.

Lambrecht ward erst zum Dorf durch die unter dem Pfalzgrafen Johann Kasimir (1576—92) erfolgte Einwanderung von reformierten Flüchtlingen aus Frankreich und den Niederlanden. Bis dahin standen im Talgrund nur die Kirche und einige Gebäude, die zum Kloster von Grevenhausen, einem dicht bei Lambrecht liegenden sehr alten Dorf, gehört hatten. Das Kloster, das von 987 bis etwa 1250 den Benediktinern gehörte und sodann in ein Nonnenkloster des Dominikanerordens umgewandelt wurde, stand leer, als Joh. Kasimir hier die ausländischen Reformierten ansiedelte; denn schon 1551 war das Kloster mit Zustimmung des Propstes durch den Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz eingezogen worden, wobei seine Gefälle an die Universität Heidelberg übergingen. Seitdem blieb Lambrecht bei der Kurpfalz und teilte deren Geschicke bis zur Angliederung der Pfalz links des Rheins an das Königreich Bayern (1816).

Die reformierten Ansiedler, die sogen. Wallonen, bei denen viele Tuchmacher waren, führten hier die Tuchweberei ein und brachten diese noch in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zu bedeutender Höhe, so daß im Anfang des 17. Jahrhunderts das Dorf schon 400 Familienhäupter zählte, die fast alle Tuchweber waren.

Auf Lambrecht lastet noch heute ein absonderliches Servitut. Lambrecht muß seit alter Zeit an jedem Pfingstdienstag einen Geißbock an die Stadt Deidesheim liefern, und diese Verpflichtung wird noch gegenwärtig eingehalten; der Hirte von Lambrecht — ehemals der jüngste Bürger des Ortes — führt alljährlich in früher Morgenstunde den Bock nach Deidesheim und wird dann dort mit Brot, Käse und Wein bewirtet. Der Bock aber wird in Deidesheim sofort öffentlich versteigert. Das Servitut bedingt für die Lambrechter das Weiderecht im Deidesheimer Wald, das dereinst wohl wertvoll für sie war, aber heute kaum mehr ausgeübt wird. So dürfte auch dieser altväterische, viel bespöttelte Brauch nicht mehr lange Bestand haben.

Die Klosterkirche der Dominikanerinnen in Lambrecht.

Die zwischen 1380 und 1400 in einfachem gotischem Stil erbaute Kirche ist nur noch teilweise erhalten; der größte Teil des Langhauses fehlt. Das Chor dient dem protestantischen Gottesdienst und ist durch eine Mauer vom Rest des Langhauses getrennt. Die Kirche hatte überhaupt nur Chor und Langhaus, kein Querschiff, auch ist sie, abgesehen von einem unbedeutenden Dachreiter, turmlos.

Der jetzige stillose Dachreiter befindet sich augenscheinlich an der Stelle eines ehemaligen solchen Türmchens, das aber kräftiger entwickelt gewesen sein mag. Das gleiche ist mit dem jetzigen niederen Dach der Fall. Im Innern ist der Kirchenbau trotz schlichter Ausstattung höchst wirkungsvoll, namentlich durch die schlanken Verhältnisse seines Pfeilerwerkes und das reichgegliederte Maßwerk seiner hohen dreiteiligen Fenster. Die Kragsteine der Wandpfeiler sind in ihren tragenden Teilen als Vögel, als Masken usw. ausgebildet, wodurch die Architektur sich noch mehr belebt.

Die schönen alten Glasgemälde aus den Fenstern der Lambrechter Klosterkirche wurden in kurpfälzischer Zeit größtenteils nach Heidelberg verbracht und zieren dort noch heute die Universitätskirche; ein kleiner in Lambrecht verbliebener Rest davon kam in unserer Zeit ins Gewerbemuseum nach Kaiserslautern. Die gegenwärtig in einige Fenster eingesetzten Glasgemälde sind neu. Das Innere des achteckigen Chorschlusses der Kirche enthält unter der Tünche Wandgemälde aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, die im Jahre 1891 gelegentlich einer Ausbesserung der Kirche unter alter Tünche gefunden und dann teilweise bloßgelegt wurden. Die Gemälde, deren Farben sehr frisch erhalten waren, zeigten in Ausführung und Beiwerk den spätgotischen Stil; sie stellen eine Reihe von Aposteln und Heiligen, sowie Szenen aus dem Leben der Maria und aus den römischen Christenverfolgungen dar, und zwar in meisterhafter Ausführung. Leider aber hat man die ehrwürdigen Gemälde, die auch von mancherlei Inschriften begleitet sind, gleich nach der Aufdeckung frisch übertüncht, so daß nichts mehr davon zu sehen ist.

Burg Neidenfels.

Burg Neidenfels ist Mitte des 14. Jahrhunderts erbaut worden, und zwar vom Kurfürsten der Pfalz, der einen Burgmann damit belehnte. Die Burg diente zum Schutz der wichtigen Straße von Neustadt nach Johanniskreuz und nach Kaiserslautern; die Kurfürsten der Pfalz besaßen nämlich das Geleitsrecht für Handelskarawanen von Speier bis Saarbrücken und bedurften zur wirksamen Ausübung dieses einträglichen Rechtes solcher Stützpunkte (wie der Neidenfels, Burg Elmstein u. a.) an den Haupthandelswegen durchs Gebirg. Nachdem die Burg schon im Bauernkrieg gelitten hatte, wurde sie 1689 von den Franzosen vollends zerstört. Die Ruine ist jetzt Eigentum des Pfälzer Verschönerungs-Vereins.

Da der Burgfelsen nur geringe Ausdehnung hat, so beschränkte sich der Erbauer darauf, ein starkes, nach der Angriffseite statt mit Fenstern, mit Schießscharten versehenes Ritterhaus auf der obersten Felsenfläche zu errichten und rings am Rande des Felsens eine Umfassungsmauer mit einigen an den Ecken und Seiten vorspringenden, runden Flankierungstürmen zu schaffen. So ließ sich ein verhältnismäßig geräumiger Zwinger erübrigen.

Der Burggraben wurde künstlich aus dem Felsen gehöhlt, so daß die Felsplatte mit der Burg vom Bergrücken abgetrennt war.

Zu dieser Verteidigungsanlage kam dann im 16. Jahrhundert noch ein runder Treppenturm, der die geschützte Verbindung des unteren Burghofes mit der hochliegenden Ritterwohnung darstellte. Dieser Turm ist der Länge nach abgespaltet und die sämtlichen Stufen sind aus seinem Innern verschwunden; vom Palas selbst stehen beträchtliche Mauerreste, namentlich ragt die starke Nordwand noch hoch empor, auch Stücke der Umfassungsmauern und einiger tiefer liegenden Nebenbauten haben dem Zahn der Zeit zu widerstehen vermocht.

Burg Lichtenstein.

Burg Lichtenstein erfreute sich nur eines sehr kurzen Daseins; sie wurde im 13. Jahrhundert erbaut und auch zerstört, da ihre Besitzer Albrecht und Konrad von Lichtenstein die Straßen unsicher machten; die Stadt Speier im Bündnis mit einem Vetter der beiden Lichtensteiner sandte 1281 eine Streitmacht gegen die Raubritterburg und nahm sie ein, worauf sogleich ihre Schleifung vorgenommen wurde. Die Burg ist nachher nicht wieder aufgebaut worden. Die Grabplatte eines Ritters von Lichtenstein dient heute als Tritt in der anfangs des 16. Jahrhunderts erbauten Kapelle von Neidenfels, die als katholische Ortskirche in Verwendung ist. Ein Stück der Ringmauer und ein etwa 13 m langes, 7 m hohes Stück einer andern, mit Buckelquadern verkleideten Mauer ist alles, was noch von der Burg erhalten blieb.

Erfenstein und Spangenberg.

Der gut zugängliche und wohlerhaltene Bergfried der Burg Erfenstein steht auf einem Sandsteinfelsen, der sich in der Triasformation zur Kelchform gestaltet hat. Zu seiner Sicherung ist er auf der Nordseite mit einer neuen Stützmauer versehen worden. Innen im Felsen selbst diente eine ausgemeißelte Höhlung als Burg-Zisterne. Weiter oberhalb der Burg Erfenstein finden sich auf einem andern Felsen die spärlichen Überreste einer älteren Burg, nämlich der unterste Teil eines viereckigen Bergfrieds und einige andere Mauern. Diese höher liegende Burg scheint gleich nach Erbauung der unteren Burg aufgegeben worden zu sein. Die untere Burg ließ Kurfürst Friedrich I. 1470 durch die Bürger von Neustadt zerstören; sie gehörte den Grafen von Leiningen. Heute ist die Erfensteinruine, wie auch der angrenzende Wald und das im Tal stehende Erfensteiner Forsthaus Eigentum der Familie Wolf-Bürklin in Wachenheim, die sie gut in stand hält und den Bergfried durch Anbringen von Treppen und Geländern zugänglich machen ließ.

Die gegenüber von Erfenstein liegende Burg Spangenberg war auf dem mächtigen Sandsteinfelsen er-

richtet, aus dessen Innerem ein jetzt verschütteter Keller und die Zisterne künstlich herausgehöhlt sind. Die Spangenburg wurde durch den Bischof von Speier zum Schutz der hier angrenzenden Waldungen des Hochstifts erbaut; zerstört wurde sie im Dreißigjährigen Krieg. Heute ist die Ruine Eigentum der Gemeinde Lachen-Speierdorf.

Der Sage nach sollen die beiden Burgen Erfenstein und Spangenberg durch eine lederne Brücke quer übers Tal verbunden gewesen sein, bis die Burgherren in Streit gerieten und der Erfensteiner den Spangenberger heimlich überfallen wollte. Dieser war aber auf seiner Hut und schnitt die Brücke ab, so daß der Angreifer samt seinen Reisigen in die Tiefe stürzte.

Burg Elmstein.

Die Burg war von der Pfalzgrafschaft zum nämlichen Zweck errichtet worden, wie der Neidenfels und ähnliche, Pässe und Straßen beherrschende Schlösser, nämlich um das Geleitsrecht für Handelskarawanen mit Erfolg ausüben zu können. Im Bauernkrieg wurde die Burg erstürmt, aber nicht zerstört; dies besorgten 1689 die Franzosen.

Erhalten ist von der auf einem steilen Erosionsfelsen erbauten Burg fast nichts als die gegen die Angriffsseite (nördlich) gerichtete mächtige Schildmauer, hinter der sich einst das viergeschossige Ritterhaus erhob. Vor der Schildmauer zieht sich der aus dem Felsen gearbeitete Burggraben hin; einige Spuren der Umfassungsmauer des Zwingers, die mehrere runde Flankierungstürme hatte, sind ebenfalls noch vorhanden.

Burg Frankenstein.

Diese wichtige Sperrfestung der Straße aus dem Westrich in die Rheinebene wurde schon von den rheinfränkischen Herzogen im 11. Jahrhundert erbaut; im 12. Jahrhundert gehörte die Burg bereits zum Lehensverband des Grafen von Leiningen-Hartenburg, im Jahre 1418 dagegen hatte sie drei Besitzer: Den Grafen Emich VI. von Leiningen, den Ritter Diether von Einseltum und den Grafen Philipp von Nassau. Diese erklärten in Einigkeit die Befestigungen, das Tor und den Brunnen als untrennbaren gemeinsamen Besitz und teilten im übrigen die Gebäude und Plätze der Burg unter sich aus.

Der Bauernaufstand 1525 scheint auch an dieser Burg nicht spurlos vorübergegangen zu sein, denn 1560 befanden sich ihre Gebäude nicht mehr in bewohnbarem Zustand. Im Dreißigjährigen Krieg erfolgte dann vollends ihre Verwüstung. Die so allmählich zur Ruine gewordene Burg samt ihren Gefällen befand sich 1793, als die republikanische Armee Frankreichs der bisherigen Landverteilung gewaltsam ein Ende machte, im gemeinschaftlichen Besitz der Kurpfalz, des Grafen von Leiningen-Hartenburg und des Herrn von Wallbrunn. Heute ist

die Burgruine Staatseigentum und erfreut sich einer sorgsamen Unterhaltung.

Die höchste Erhebung des Felsens nimmt die Obere Burg ein, die aus dem viereckigen, mit Buckelquadern verkleideten Bergfried, einem kleineren viereckigen Anbau auf der Westseite und einer nach Nordost vorgeschobenen Terrasse besteht. Der altromanische, jetzt noch etwa 13 m hohe Bergfried — vielleicht ursprünglich ein einzelstehender Wartturm — stammt ohne Zweifel aus dem 11. Jahrhundert, also vom ersten Burgbau der rheinfränkischen Herzoge her; er steht mit seinem Fuß 311 m hoch über dem Meere. Von seinen Zinnen aus konnte man vier Straßenzüge beobachten: Kaiserslautern, Enkenbach, Dürkheim und Neustadt.

Das Ritterhaus, ein großer vierstöckiger Saalbau in der Unteren Burg, lag gegen die Ost-Umfassung zu; es zeigt in seinen noch reichlich erhaltenen Teilen gotischen Baustil. An der Nordmauer des Ritterhauses war die Burgkapelle angebaut, von der namentlich die Chornische auf der Ostseite ein hübsches Architekturstück ist. Ritterhaus und Kapelle dürften im 13. Jahrhundert erbaut sein. Südlich an das Ritterhaus lehnte sich das Dienstgebäude, dessen Südfront nach dem Zwinger schaute. Außerhalb der Ost-Umfassung des Zwingers zog sich eine zweite Umfassungsmauer hin, die in der Mitte einen halbrund vorspringenden Flankierungsturm hatte. Innerhalb der beiden Umfassungen lief der Burgweg, durch den man an die Nordseite der Burg gelangte. Das Tor mit dem Haupteingang und einem Wachtturm befand sich auf der Südseite. Der jetzige Treppenaufgang an der Nordseite führt unmittelbar in die Räume des Ritterhauses, das seinen Haupteingang früher vom Burghof her hatte. Der Felseinschnitt auf der völlig zerstörten Angriffsseite, der die Stelle des Burggrabens versah, ist gegenwärtig durch den Abraum-Schutt eines nahen Steinbruches ausgefüllt.

Burg Diemerstein.

Diese Burg scheint von den Raugrafen zum Schutze ihrer hier liegenden Waldungen erbaut worden zu sein, denn schon 1250 findet man dieses Geschlecht im Besitze der Burg, die dann 1426 einem Herrn v. Kriehingen gehörte. Später kam die Burg an Kurpfalz; sie wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört. Im September und Oktober des Jahres 1521 hielt sich hier Ulrich von Hutten verborgen.

Von der kleinen Burg Diemerstein steht noch der dreigeschossige Bergfried, der mit Buckelquadern verkleidet und dessen unterstes Gewölbe noch gut erhalten ist (außer dem alten Zugang von oben hat der Turm noch einen neuen seitlichen Eingang erhalten). Dieses Gewölbe stellt das Burgverließ dar. Außerdem sind von der alten Burg noch erhalten: ein Treppenturm, Grundmauern des Ritterhauses und auf der Westseite des Felsens Teile der Schildmauer.

Der 20 m breite Graben längs der Schildmauer ist aus dem Felsen herausgemeißelt und scheidet so die Burg vom gegenüberliegenden Felsgrat.

Herr v. Denis, der Erbauer der Bahnlinie Ludwigshafen—Neunkirchen, erwarb etwa 1847 die Ruine und umgab die Obere Burg mit neuen Ringmauern, die durch ein Rundbogenfries geschmückt sind und eine krenelierte Bekrönung haben. Das ganze Besitztum verschönte er ferner durch Anlagen, machte die Ruine durch eine neu in den Felsen gehauene Wendeltreppe und eine Freitreppe auf der Südseite zugänglich und erbaute sich am Fuß des Burgberges, neben dem rauschenden Waldbach, eine hübsche Villa, die jetzt samt der Burg dem Bankier Ladenburg in Mannheim gehört.

Das Torstensonkreuz

bei Hochspeier.

Mit der Errichtung dieses Steindenkmals hat der schwedische General Torstenson nichts zu tun, denn das Denkmal stammt zweifellos aus viel früherer Zeit als aus der des Dreißigjährigen Krieges. Das Denkmal hat als Mittelteil eine Säule, an der ein stehender Ritter erhaben ausgemeißelt ist. Über und unter der Gestalt ist an der Säule je ein Wappenschild angebracht; der obere zeigt das speierische Wappen, nämlich das dreitürmige Kirchenportal, der untere einen rechts schreitenden Löwen.

Die Säule steht auf einem abgestuften Sockel und trägt oben einen eigenartigen Aufbau: Das linke und das rechte Gewände eines Spitzbogens von ausgesprochen gotischer Architektur, und zwar in der Weise, daß beide Gewände sich nach oben voneinander entfernen; im so entstandenen Zwischenraum ist ein Kruzifix angebracht. Der obere Abschluß, der jedenfalls in einer spitz zusammenlaufenden Wiederholung der beiden gotischen Bogenteile bestand, ist nicht mehr vorhanden. Gegenwärtig ist das Denkmal noch 2,85 m hoch.

Vermutlich hat man da ein Sühnekreuz vor sich; vielleicht ließ dieses die Stadt Speier einem ihr angehörigen Ritter errichten, der hier in ihrem Dienst gefallen war und als Wappenbild den Löwen führte. Daß man in diesem Denkmal eine Rolandsäule zu erblicken habe, ist wenig wahrscheinlich. Allerdings besteht der Stamm des Kreuzes, die Säule mit dem Ritter und den zwei Wappen, aus einem andersfarbigen Sandstein als der obere Teil mit dem Christuskreuz und den gotischen Bogenstücken; die Säule ist demnach wohl älteren Ursprungs als das aufgesetzte Stück. Die Formen des Denkmals, namentlich der Kugelbrustharnisch des Ritters, deuten indessen in die nämliche Zeit wie der gotische Vierpaß, der das eigentliche Kreuz umfaßte, in die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Der Name Torstensonkreuz kann recht wohl mit einem lang nach Errichtung des Denkmals hier stattgehabten Vorgang zusammenhängen. In der Tat lieferten die

Schweden 1632 und 1635 bei Hochspeier Gefechte. General Torstenson allerdings fiel in Schlesien, nicht bei Hochspeier, wo er niemals war.

Die Maxburg.

Die Maxburg oder das Hambacher Schloß (alt Kästenburg) war eine im 11. Jahrhundert von den Saliern gegründete Reichsfeste und kam zur Zeit Heinrichs IV. an die Bischöfe von Speier. Im Bauernkrieg 1525 wurde sie zerstört. Bei diesem Ereignis haben der Überlieferung nach die Bauern 100 Fuder des in den Burgkellern lagernden Weines binnen acht Tagen ausgetrunken. Nach ihrer Niederlage bei Pfeddersheim mußten die Bauern die Burg im Frondienst wieder aufbauen. 1552 zerstörte Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg die Maxburg bei seinem schrecklichen Streifzug, und was noch stehen blieb, fand im Dreißigjährigen Krieg und 1689 seinen Untergang.

Die dem hl. Michael geweihte Kapelle der Burg wurde 1723 allein wieder aufgebaut und bis 1793 durch den Orden der Waldbrüder bedient; dann fiel die gefeierte Kapelle den Horden der französischen Republik zum Opfer. Sie stand im großen Zwinger auf der Nordseite der Burg; einige Überbleibsel von Bruchsteinmauerwerk zeigen noch heute die Stätte an, wo sie sich erhob.

Ums Jahr 1822 ward der an die Kästenburg angrenzende Wald samt der Burgruine an Private veräußert, doch wurde die Ruine mit dem Erträgnis einer Geldsammlung, die in der ganzen Pfalz veranstaltet worden war, zurückgekauft und 1842 dem Kronprinzen Max von Bayern, dem späteren König Maximilian II., zu seiner Vermählung als Gabe der Pfalz dargebracht. Seitdem heißt die Burg Maxburg. Der Kronprinz begann alsbald die Ruine zu einem großartigen Schlosse auszubauen, doch das Jahr 1849 unterbrach die Bautätigkeit, und nun steht der unvollendete Bau da, eine neue Ruine umschließt die alte.

Auf der Maxburg wurde am 27. Mai 1832 das als politische Volksversammlung bekannt gewordene Hambacher Fest abgehalten, das viele Tausend Menschen hier oben zusammenführte.

Die Kropsburg.

Die Kropsburg (alt Crophesburg) wurde etwa um 1200 erbaut und hat einem Rittergeschlecht, das urkundlich schon 1229 vorkommt, den Namen gegeben. Später belehnte der Bischof von Speier, der wohl von Anfang an ein Lehensherr der Kropsburg war, mit der Hälfte der Burg einen Ritter von Dalberg, dessen Erbtochter sich mit Johann, dem Kämmerer von Worms, vermählte. Die Nachkommen Johanns von Worms führten den Namen Dalberg fort und wurden auch vom Speierer Bischof mit dem Dalbergischen Anteil an der Kropsburg belehnt. Der zweite Anteil der Burg wechselte oftmals den Eigner oder

Lehensträger. So besaß den Anteil Heinrich von Hoheneck, dann Hans von Lichtenstern, der ihn 1281 der Freien Reichsstadt Speier gegen Entgelt einräumte. Hierdurch wurde die Stadt in stand gesetzt, bei einer Fehde mit dem Bischof Siegbod von Speier im Jahre 1302 von der Kropsburg aus die umliegenden Dörfer und Höfe des Hochstifts zu verwüsten. Noch später saßen die von Löwenstein zu Randeck auf der zweiten Burghälfte; nach ihnen die Herren von Schalodenbach, die 1415 gemeinschaftlich mit denen von Dalberg den Burgfrieden abgrenzten und dabei die jederzeitige Besatzung der Burg auf 300—400 Gewappnete vereinbarten. Im Jahre 1419 verkaufte Hans von Schalodenbach seinen Anteil an die Herren von Dalberg, die sodann bis ins 19. Jahrhundert hinein die alleinigen Herren der Burg blieben.

Im Dreißigjährigen Krieg und namentlich 1689 im Orleansschen Krieg hatte die Kropsburg sehr gelitten, so daß sie danach wohl nur noch von dalbergischen Untertanen, die an die inneren und äußeren Burgmauern ihre einfachen Hütten anbauten, bewohnt blieb. Erst später — im Jahre 1771 — errichtete sich ein vermutlich nicht sehr mit Glücksgütern gesegneter Abkömmling des Geschlechtes Dalberg im Burghof ein bescheidenes Wohnhaus, das jetzige Wirtschaftsgebäude, und bewohnte es bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, wonach er die ganze Stammburg an einen Bürger von Edenkoben, namens Völcker, verkaufte. Der jetzige Burgherr ist Gutsbesitzer Willin St. Martin, der sich durch Aufräumung des Schuttes, Freilegung des Mauerwerks wie durch Schaffung von Zugängen und freien Plätzen große Verdienste um die altehrwürdige, malerische Ruine erworben hat und sie auch für jedermann offen hält.

Man hat in dieser ausgedehnten, in sehr verschiedenen Zeiten entstandenen Burganlage zu unterscheiden: 1. die Obere Burg mit dem Ritterhaus (Palas) und 2. die Untere Burg mit Marstall, Kapelle, Zeughaus und den Dienstgebäuden. Ferner erstreckt sich gegen Westen vor dem Haupteingangstor und der Umfassungsmauer der Kropsburg ein Vorwerk, dessen Ringmauer mit halbrund vorspringenden Flankierungstürmen besetzt ist und dessen Zugang durch einen kräftigen viereckigen Turm aus spätgotischer Zeit behütet wird. Die übrigen drei Seiten der Burg sind von einem Zwinger umfaßt. Von der Oberen Burg ragt innerhalb ihrer besonderen Ringmauer noch das Kernmauerwerk eines viereckigen Bergfrieds sowie eine Wand des Palas auf. Leider sind diese altehrwürdigen Bauten im Jahre 1830 ihrer Hausteinbekleidung beraubt worden und, wie die gesamten Steine der Burg Altscharfeneck, zum Festungsbau nach Germersheim gewandert.

Von der Unteren Burg ist zunächst zu beachten: Ein mächtiger runder Flankierungsturm in der Burgumfassung links vom Eingangstor und sodann der schöne Treppenturm gleich rechts der Einfahrt, dessen steinerne Wendelstufen denselben Weg gingen wie die Bekleidungsquadern

der Oberen Burg. Über der Eingangspforte des Treppenturms, welche gute Renaissanceformen aufweist, sind jetzt mehrere mit Wappen gezierte steinerne Türstürze aus anderen Burgteilen eingemauert. Einer davon trägt doppelt die Jahreszahl 1484 und zwar sind einmal die zwei vorkommenden Ziffern 4 so geformt, daß man sie für 7 und darum die ganze Jahreszahl für 1787 lesen könnte. Auch sonstige Architekturteile, namentlich in der Oberen Burg ein steinerner Wasserspeier und die Schießscharten der Ringmauer sind beachtenswert.

Edenkoben.

Edenkoben ist eine uralte Ansiedelung; schon die Lorscher Handschrift erwähnt es 769 als Dorf Zothingowe; im Laufe der Zeit wuchs das Dorf mit dem Nachbardorf Wazzenhofen zusammen und bildete das Städtchen Edenkoben, das immer kurpfälzisch war. In Wazzenhofen, das heute in Edenkoben nur noch durch die Wazzengasse fortlebt, wurde 1230 das Nonnenkloster Heilsbruck gegründet, das 1525 nach Plünderung durch die aufständischen Bauern des Nußdorfer Haufens in Flammen aufging. Das Kloster wurde zwar wieder aufgebaut, mußte sich aber bald unter kurpfälzischen Schutz stellen und verfiel 1560 der Säkularisierung durch Kurpfalz. Im Dreißigjährigen Krieg, als die Spanier die Pfalz besetzt hatten, überwies Ferdinand II. das Kloster und seine Gefälle den Jesuiten, und nach diesen zogen wieder Nonnen ein; aber 1650 wurde gemäß dem Westfälischen Frieden das Kloster abermals dem Kurfürsten überlassen. Zur Zeit der französischen Herrschaft am linken Rheinufer, Ende der 1790er Jahre, wurden die Klostergebäude und die zugehörigen Grundstücke an Private veräußert. Noch heute sind einige Bauten des Klosters vorhanden und eine Anzahl Grabsteine von Äbtissinnen werden darin aufbewahrt.

Die Rietburg.

Die Burg wurde wahrscheinlich um die Mitte des 12. Jahrhunderts durch Konrad von Riet erbaut, dessen Nachkommen oder Lehensnachfolger sich im 13. Jahrhundert Herren von Rietberg nannten. Einer dieser, nämlich Hermann von Rietberg, hob im Jahre 1225 die Gemahlin des Deutschen Königs Wilhelm von Holland auf, als diese auf einer Reise von Worms nach dem Triefels begriffen war, und brachte sie als Gefangene auf seine Burg. Dies war sein und der Burg Verderb; denn auf Betreiben des Bruders der gefangenen Fürstin, des Herzogs Ludwig von Bayern, wurde die Rietburg durch den Grafen Friedrich II. von Leiningen im Verein mit mehreren Rittern der nördlichen Pfalz belagert, zur Übergabe gezwungen, womit der hohen Gefangenen die Freiheit wieder gegeben war. Die Burg aber wurde wohl großenteils zerstört und niemals wieder hatte sie einen derer von Rietberg zum Herrn. Sie scheint vielmehr unter Rudolf von Habsburg

an das Geschlecht der Herren von Ochsenstein verliehen worden zu sein. Nachdem später noch die Grafen von Leiningen Besitzer der Burg waren, ging diese 1305 durch Kauf in den Besitz des Hochstifts Speier über. Im Jahre 1460 wurde die Burg vom Grafen von Leiningen, 1522 vom Markgrafen Albrecht Alcibiades eingenommen und besetzt, dabei auch wohl jedesmal stark beschädigt. Vollständig zu Grunde ging sie im Dreißigjährigen Krieg. Die Burg ist jetzt Eigentum der Gemeinde Rhodt, die im Anfang des 19. Jahrhunderts einen an die Ruine stoßenden Wald angekauft hat und dadurch auch in den Besitz der Rietburg gelangte.

Die Rietburg schied sich in die Obere Burg im Nordwesten und die tiefer liegende Vorburg, südöstlich von der Oberen Burg. Beide Burgteile waren durch einen befestigten Aufgang miteinander verbunden. Das Ganze umschloß eine noch großenteils erhaltene Ringmauer, die aber auf der Angriffsseite im Nordwesten durch eine dicke Schildmauer ersetzt war. In einem kleinen Zwinger, dicht außerhalb der Schildmauer, befand sich ein Wehrbau aus Buckelquaderwerk, der wohl erst in der Zeit der Feuerwaffen errichtet wurde um die Schildmauer zu flankieren. Ein breiter Halsgraben erstreckte sich der ganzen Schildmauer entlang, und diese enthielt zugleich an ihrer südwestlichen Ecke den Haupteingang, der aus dem Graben über eine Treppe erreicht wurde.

Die Schießscharte zunächst dem Burgeingang ist an Ort und Stelle erhalten geblieben, während zwei andere nach Südost gerichtete Schießscharten in der Eingangshalle der Oberen Burg aus den im Schutt gefundenen Steinen zusammengesetzt und hier eingefügt worden sind. In der östlichen Front der Ringmauer hat man einige steinerne, 15 cm starke Geschützkugeln, die bei den Aufräumungsarbeiten 10 m tief im Schutt gefunden wurden, als Erinnerungsstücke eingemauert.

Die Schlacht am Schänzel

bei Edenkoben.

Im Sommer 1794 hatten die Preußen am Steigerkopf neben anderen Feldbefestigungen vier Schanzen errichtet, um wie bei Trippstadt—Johanniskreuz auch hier einen festen Stützpunkt in der langen Verteidigungsstellung zu haben, die den Franzosen das Vordringen in die untere Rheinebene verwehren sollte. In der Schanze I, deren Front sich gegen das jetzige Forsthaus Heldenstein richtete, waren drei Geschütze aufgefahren; diese beherrschten vor allem die Einsattelung beim Forsthaus, denn damals war der Wald höchst wahrscheinlich abgeholzt. Schanze II an der Südwestseite des Berges verhinderte einen Aufstieg aus dem Modenbachtal und war mit vier Geschützständen ausgerüstet. Die mit zwei Geschützen bewehrte kleinere Schanze III lag östlich in der Verlängerung der Schanze II, und die nur ebenso große

Schanze IV war gegen Norden zu in der Verlängerung der Schanze I am Edenkobener Weg aufgeworfen; diese deckte die Stellung der Preußen gegen eine Umgehung vom vorderen Kleyental her. Jede dieser Schanzen hatte vor sich einen Verhau, um darin Infanterie zu bergen, was nötig war, weil bei dem steilen Gelände die Geschütze den Angreifer überschossen, sobald sich dieser bis auf eine gewisse Entfernung den Schanzen genähert hatte. Diese Verhaue mit ihren Gräben und Brustwehren können bei den Schanzen I und II noch deutlich wahrgenommen werden, während sie bei den beiden anderen Schanzen — wie diese selbst — fast gänzlich verschwunden sind. So war also die Stellung wohlverwahrt, nur rückwärts, wo aber weder Weg noch Steg heranführte, war die Stellung nicht verteidigt, und dies entschied den Kampf am 13. Juli 1794 zugunsten der Franzosen. Diese beschäftigten mit ihrer Hauptmacht die verschanzten Preußen in der Front, wie von der Seite des Kesselberges her und sandten währenddem drei Bataillone unter Oberst Lufft in den Rücken der festen preußischen Stellung. Ein löwensteinischer Jäger diente den Franzosen als Führer; ohne solchen Verrat wäre ihre Absicht niemals erreicht worden. Nach Vertreibung der Preußen vom Erlenkopfe marschierten die drei Bataillone des Obersten Lufft auf großem Umweg ins Kleyental, nämlich zunächst auf der Hochstraße bis zum sogen. Kieselackerbild, dann ins Schlottertal, aus diesem bergan in den Sattel zwischen dem Ersten Kopf und Zweiten Kopf, vom Sattel auf der andern Seite hinab bis ans sogen. Wiesel und von da links des Birkenberges hinauf auf den Bösenberg und weiter auf den Kleyenkopf, endlich von da hinab ins Kleyental. In diesem Hochtal brauchten die Umgehungstruppen nur noch aufwärts bis zum Fuße des Aspenkopfes und schließlich durch die vorhandene Mulde bis auf den Grat des Steigerkopfes zu marschieren, um damit unmittelbar in den Rücken der ungeschützten preußischen Stellung zu gelangen.

Die drei Umgehungs-Bataillone griffen ins Gefecht ein, als gerade die Hauptmacht der Franzosen die Schanzen in der Front bestürmte. Die Umdrehung eines Teils der in den Kampf verwickelten preußischen Truppenkörper wurde zwar noch versucht, konnte aber nicht mehr durchgeführt werden, da die rückwärts ausschwenkenden Züge sogleich mit den Franzosen in ein Handgemenge verwickelt wurden. Alle Vorteile waren nun auf seiten der Angreifer, und nach einem ehrenvollen Verzweiflungskampf der Preußen blieben die Franzosen uneingeschränkte Sieger. Der betagte General Pfau, ein Waffengefährte Friedrichs des Großen, beantwortete die Aufforderung sich zu ergeben, mit einem Pistolenschuß, worauf er von den Sanskulotten vom Pferd gerissen und mit Kolben erschlagen worden sein soll. Er fiel außerhalb der Schanze I, worin er sich bis zum Augenblick der den Franzosen geglückten Umgehung aufgehalten hatte, etwa einige hundert Schritte westlich vom heutigen Turm. Sein Schimmel wanderte in die Kochtöpfe der ausgehungerten Franzosen.

Landau.

Landau erscheint zum erstenmal urkundlich im Jahre 1268. Über der vorausgehenden Zeit schwebt tiefes Dunkel. Daß Graf Emich IV. von Leiningen die Stadt begründet habe, wird wohl angenommen, ist aber nicht erwiesen. Kaiser Rudolf von Habsburg verlieh im Jahre 1290 den Landauern bei einer persönlichen Anwesenheit in der Stadt die Reichsfreiheit, und somit ward Landau eine Reichsstadt. Unter Ludwig dem Bayern kam Landau in die Pfandschaft der Bischöfe von Speier, aber Maximilian I. hob 1511 die Pfandschaft nach zweihundertjähriger Dauer wieder auf.

Durch den Westfälischen Frieden überließ 1648 der Kaiser seine Reichsvogtei über die 10 Reichsstädte des Elsaß, zu denen Landau zählte, dem König von Frankreich; den Städten sollte jedoch ihre Reichsunmittelbarkeit gewahrt bleiben. Frankreich achtete aber solche schwachmütige Vorbehalte nicht und nahm nach und nach alle zehn Städte in vollständigen Besitz. Landau wurde 1688 bis 1691 nach Vaubans Entwürfen zu einer starken Festung gemacht und während des Festungsbaues behufs Erlangung geradliniger Straßen und eines Paradeplatzes fast ganz niedergebrannt (1689).

Im Verlauf des Spanischen Erbfolgekrieges hatte Landau vier schwere Belagerungen zu erdulden: Zweimal — 1702 und 1704 — lagen deutsche, zweimal — 1703 und 1713 — französische Heere vor den Wällen Landaus und jedesmal mußte nach langem Widerstand die halbzerstörte Stadt vor dem Eroberer sich beugen.

Im Frieden von Rastatt 1714 wurde Landau bei Frankreich belassen und blieb französisch bis ins 19. Jahrhundert. Sohin erlebte auch eine pfälzische Stadt das Schauspiel der französischen Revolution mit Freiheitssäule, Kirchenschändung, Göttin der Vernunft, willkürlichen Verhaftungen, Aufrichtung der Guillotine, Assignatenwirtschaft, und dies alles, während in nächster Nähe rund um Landau her die Feudalherrschaft der großen und kleinen geistlichen und weltlichen Herren noch in voller Blüte stand. 1793, im Feldzug Deutschlands gegen die Republik, blockierten preußische Truppen von der Armee des Herzogs von Braunschweig vier Monate lang die Festung und beschossen dabei wiederholt die Stadt selbst in fürchterlicher Weise, ohne die Übergabe zu erreichen; denn endlich kam ein französisches Entsatzheer heran und zwang die Preußen zum Abzug.

Nach der Schlacht bei Leipzig wurde Landau von der Armee der Verbündeten blockiert, doch die Abdankung Napoleons machte dem ein Ende, ohne daß der Kommandant von Landau zur Übergabe geschritten war. Die Stadt blieb gemäß dem Friedensschluß bei Frankreich und huldigte dem neuen Herrn, dem König Ludwig XVIII. Eine abermalige Blockierung durch die Verbündeten erfolgte im Jahre 1815 nach der Schlacht bei Waterloo, doch

hielt ſich die Feſtung wieder bis zur Beendigung des Krieges.

Im zweiten Pariſer Frieden wurde Landau an Deutſchland abgetreten und Öſterreich nahm die Stadt einſtweilen in ſeine Verwaltung, nachdem dieſe ununterbrochen 102 Jahre lang und im ganzen über 150 Jahre franzöſiſcher Beſitz geweſen war. Die öſterreichiſche Zwiſchenregierung währte nur kurze Zeit. Durch den Münchener Vertrag wurde Landau der Krone Bayern zugeſprochen und daraufhin am 1. Mai 1816 im Namen des Königs Maximilian I. von Bayern in Beſitz genommen. Zugleich wurde Landau zur deutſchen Bundesfeſtung erklärt.

Das Jahr 1849 brachte mit ſeinen Freiſcharen der Feſtung wieder einmal den Belagerungszuſtand; kleine Scharmützel ſpielten ſich in der Umgebung ab, ein ſchwächlicher Angriff auf die Feſtung ward durch ein paar Kanonenſchüſſe leicht abgewehrt. Nach einigen Wochen nahten preußiſche Truppen und die Freiſcharen verſchwanden, bevor ſie noch die Pickelhauben der Preußen recht geſehen hatten.

Das Kriegsjahr 1866 machte der Bundesfeſtung ein Ende. Landau wurde als Sturmfreier Depotplatz erklärt, und man ſchleifte einige ſeiner Außenwerke; im übrigen aber blieb die Feſtungseigenſchaft erhalten. Am 3. Juli 1870 erfolgte in Landau zum letztenmale die Verkündung des Belagerungszuſtandes, dieſer aber währte nur bis zum 29. Oktober; denn alle Gefahr eines franzöſiſchen Einbruches war da geſchwunden. Der Verſailler Vertrag vom 30. November 1870 brachte dann die Beſtimmung, daß Landau offene Stadt werden ſollte. 1871 wurden Breſchen in die Wälle gelegt, Landau hatte endgültig aufgehört Feſtung zu ſein.

Burg Meiſterſel.

Der eigentümliche Name Meiſterſel, der eigentlich Meiſter vom Saal bedeutet, kommt als Name eines Ritters und Lehensträgers der Burg zuletzt 1277 vor. Später findet ſich die Burg in den Händen der Ritter von Ochſenſtein, die auch zeitweiſe Beſitzer der Rietburg waren; dieſes Geſchlecht erloſch 1485, wonach die Meiſterſel den Beſitzer häufig wechſelte. Die Burg, deren bauliche Reſte unbedeutend ſind, ſcheint im Dreißigjährigen Kriege zerſtört worden zu ſein, 1662 war ſie wenigſtens ſchon Ruine. Dieſe gehört ſamt dem Walde des Burghügels zum Grundbeſitz des Modenbacherhofes. Der Eigentümer Dr. Raſchig ließ mehrere der verſchütteten Teile der Ruine freilegen.

Die Madenburg.

Schon im Jahre 1107 wird ein Geſchlecht, das ſich nach der Burg benannte, urkundlich erwähnt. Nach dem Ausſterben dieſer Herren von Madenburg brachte die Abtei

Limburg im Jahre 1176 das Schloß samt den zugehörigen Dörfern durch Kauf an sich; nicht viel später sind aber die Herren von Eschbach Besitzer der Burg. Von diesen scheint sie an das Reich gefallen zu sein, das sie dem Hochstift Speier überließ. Ein Bischof mag wohl die Burg unter den Schutz des mächtigen Hauses Leiningen gestellt haben, was dann Anlaß gab, daß sie fast ohne Vorbehalte an die Leininger überging; denn 1254 wird Graf Friedrich von Leiningen urkundlich als Eigentümer der Herrschaft Madenburg genannt. Aber auch beim Hause Leiningen blieb die Burg nur bis 1317, wonach sie durch die verschiedensten Hände ging; so hatten sie im 15. Jahrhundert die Grafen von Sickingen, die Herren von Fleckenstein u. a. inne. Im Jahre 1470 wurde die Madenburg vom Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, als sie fleckensteinisch war, erobert und von ihm in die Gewalt eines Getreuen gegeben, des Herrn Friedrich von Rosenberg zu Essingen, der ein Verwandter des Fleckensteiners war und seit lange Ansprüche auf die Burg erhob. Bevor aber das 15. Jahrhundert zu Ende ging, hatte die Madenburg als Besitzer den Herrn von Heydeck, nachher wurde sie sogar Eigentum des Herzogs Ulrich von Württemberg. Wie eine Inschrift über dem Burgtor sagt, verkaufte sie dieser 1516 an Bischof Georg von Speier, Pfalzgraf bei Rhein, und zwar samt mehreren zugehörigen Dörfern um 15 000 Gulden (Goldgulden).

Im Bauernkrieg 1525 wurde die Madenburg ausgebrannt, doch ließ sie danach Bischof Georg wieder schöner als zuvor aufrichten, hauptsächlich auf Kosten der brandstiftenden Bauern, die unendliche Frondienste leisten mußten. Die prunkvollen Herrenhäuser der oberen Burg wurden erst 1550 unter Philipp von Flörsheim, dem Nachfolger Georgs, vollendet. Aber nur zwei Jahre später verfiel die Burg aufs neue roher Zerstörungswut. Markgraf Albrecht Alcibiades kam auf seinem Streifzug auch hierher, bezwang die Burg und legte sie in Asche. Doch Bischof Eberhard baute von neuem, und 1593 stand die Madenburg wieder fertig da, um bald abermals schwere Zeiten über sich hereinbrechen zu sehen. Im Dreißigjährigen Krieg ging sie aus der Gewalt des kurpfälzischen Generals Grafen Mansfeld, der sie hatte erstürmen lassen, an den bayerischen Heerführer Tilly über, danach an die mit Schweden verbündeten Franzosen; diesen nahmen sie Kaiserliche ab, bis 1645 die Franzosen sich zum zweitenmal der Burg bemächtigten und sie bis 1650 behielten. Dann zogen die französischen Truppen gemäß den Bestimmungen des Westfälischen Friedens ab, eigneten sich aber bald darauf das ganze Elsaß an und rückten dessen Grenze bis zur Queich vor, so daß also die Madenburg innerhalb des elsässischen Gebietes lag. Der Nymweger Friede 1679 bestätigte Frankreich in diesem Besitz, und zu den vielen Herren, die das ehrwürdige Schloß schon gehabt hatte, kam daher noch König Ludwig XIV. von Frankreich hinzu.

Die bald darauf erfolgte abermalige und letzte Niederbrennung hat die Madenburg ihren eigenen Herren, den Franzosen, zu danken; dies geschah nämlich im Orleansschen

Krieg, als die französischen Truppen eilig die Pfalz räumen mußten um sich nach den Niederlanden zu wenden. Wie sie damals fast alle pfälzischen Städte und Burgen durch Feuer vernichteten, so sollte auch die Madenburg nicht unzerstört dem Gegner überlassen bleiben: Montclar legte sie in Schutt und Asche. Mit dem linken Rheinufer kam die Madenburg 1801 wieder an Frankreich und wurde bald darauf samt den sie umgebenden 200 Morgen Tannenwald als Nationalgut veräußert. Jeder Käufer einer Waldparzelle gewann damit ein verhältnismäßiges Eigentumsrecht an der Burgruine. Zumeist waren Einwohner des am Fuße der Burg gelegenen Dorfes Eschbach die Erwerber des Waldes, und ihre Nachkommen sind zumeist noch jetzt dessen und der Burg Eigentümer; doch konnten in neuerer Zeit auch der Madenburgverein und der Pfälzerwaldverein solche Waldparzellen erwerben und damit Anteil an der Burg gewinnen. Es ist infolgedessen namentlich dem Madenburgverein möglich gewesen für die Erhaltung der Ruine, Herstellung von Zugangswegen und Anlagen, Einrichtung einer guten Burgwirtschaft u. a. m. mit Erfolg tätig zu sein.

Die Ruinen der Madenburg liegen auf einem Bergrücken, der vom Rotenberg (473 m) ausgeht und sich unter allmählichem Ansteigen nach Südost fortsetzt. Bei der Madenburg beträgt die Höhe des Rückens 540 m. Die Grundmauern des Schlosses stehen auf einer Felsenplatte, die 180 m lang, durchschnittlich 50 m breit ist und nur an ihrem schmalen Nordrand mit dem Gebirge zusammenhängt, während von allen anderen Seiten der Felsberg jäh abfällt. Man hat die Obere Burg auf der nördlichen und die Untere Burg auf der südlichen Hälfte des Felsengrates zu unterscheiden. Die Obere Burg bildet das Kernwerk der ganzen Anlage, die von einer doppelten Ringmauer umfaßt und sonach im ganzen Umfang mit dazwischen liegenden Zwingern versehen war. Die äußere Ringmauer hatte an verschiedenen Stellen runde Flankierungstürme.

Der Burgweg lief von Norden her auf einem Steg über den Graben durch das äußere Haupttor, dann im westlichen Zwinger entlang bis in eine halbrunde Bastei der Westfront und führte erst von da in den Hof der Unteren Burg. Das Eingangstor an dieser Stelle der Innenmauer, das noch gut erhalten ist, zeigt einen vermauerten romanischen Rundbogen, mit dem es wohl die Bewandtnis hat, daß zur besseren Verwahrung des Eingangs später die vom Bogen überspannte, allzugroße Öffnung im inneren Burgring durch teilweises Zumauern verengert worden ist, wonach man eine sowohl schmälere als weniger hohe Toröffnung mit spitzbogigem Gewände einfügte. Es geschah dies augenscheinlich im Jahre 1516, denn im Mauerfeld zwischen dem Tragbogen des alten und dem des neuen Tores ist eine Steintafel angebracht, auf welcher folgende Inschrift eingemeißelt ist:

Maidenburg bin ich genannt,
Pfaltzgraf Görg hat mich kauft vs des von Würtemberg hant
Im Jahr fünff zehen hundert zehn fünff vnd ein
Uf St Jacob abent nam er mich ein,
Hat mich Maria zu eigen geben.
Got der Herr geb ihm das ewig leben

Die wiederholten Erbauungen der so oft verwüsteten Madenburg lassen sich noch an den Ruinen unterscheiden. Aus der Zeit des gotischen Stiles (13.—15. Jahrhundert) stammt der südöstliche Teil der Burganlage, wo Tor und Ausfallpforte vorgesehen waren. Die innerhalb der Umfassung am südlichen Ende der Felsenplatte vorhandenen Gebäudemauern mit dem rundbogigen Eingangstor sind die Überbleibsel des einstigen Arsenals, das einen rechteckigen Grundriß und an jeder Ecke einen Erker hatte. Südlich dieser Mauern, aber noch innerhalb der äußeren Umfassung befindet sich ein großer, ausgehöhlter Felsen, der einen kellerartigen Raum umschließt; diese düstere Höhle soll als Burgverließ gedient haben.

Die Renaissance-Zeit spricht sich in der noch am besten erhaltenen Oberen Burg aus, die vorwiegend dem 16. Jahrhundert entstammt; es sind die Bauten der Bischöfe Georg von der Pfalz, Philipp von Flörsheim und Eberhard von Dienheim. Besonders fallen die zwei Treppentürme, von denen der nördliche fast frei dasteht, in die Augen; mit ihren reichen Steinportalen lassen sie auf die kunstvolle Ausgestaltung der verschwundenen Herrenwohnung schließen. Die beiden Steinwappen über den Eingängen sind jedesmal die zusammengestellten Schilde von Speier und Weißenburg und das Familienwappen des Bischofs Eberhard von Dienheim; die jedem der beiden Wappen beigefügte Inschrift bezeichnet beim nördlichen Turm 1593, beim südlichen 1594 als Jahr der Erbauung. Die Türgewände des rundbogigen Eingangs aus dem unteren Burghof in die Obere Burg sind mit einem kettenartigen Ornament ausgestattet; oberhalb des Bogens ist das kunstvoll ausgemeißelte Wappen des Hochstifts Speier unter dem Bischof Philipp von Flörsheim mit einer Inschrift und der Jahrzahl 1550 angebracht.

Die zwei hintereinander liegenden starken Schildmauern auf der einzigen schmalen Angriffsseite im Norden, da wo die Felsenplatte der Madenburg mit dem Rotenbergrücken zusammenhängt, haben zwischen sich einen besonders breiten Zwinger mit Wallgraben und deckten das Herrenhaus der Oberen Burg, das hinter der inneren Schildmauer die Nordostecke einnahm. Längs der äußeren Schildmauer der Nordseite zog sich überdies ein breiter, aus dem Gestein ausgehöhlter Halsgraben hin und schnitt durch die Grabentiefe die Burg vom Rotenberg ab; eines Ringgrabens längs der ganzen Umfassung bedurfte es nicht wegen der Steilhänge, wie sie an allen übrigen Seiten vom Burgfelsen abfallen.

An die innere der beiden Schildmauern lehnte sich im Westen ein viereckiger Bergfried, der nur noch in den Grundmauern vorhanden ist; ein anderer Turm der West-

front, aber weiter südlich stehend, gehörte der Unteren Burg an, deren Hof 3 m tiefer liegt als der obere Burghof. Dieser Turm ist der über einem tiefen Schacht errichtete, noch jetzt vorhandene Brunnenturm. Nebstdem befanden sich noch im Bereich des unteren Burghofes: die Kapelle und ein kleiner Pferdestall im Südosten, das langgestreckte Gebäude der Dienerwohnungen und das erwähnte Arsenal im Südosten; im Bereich der Oberen Burg: Dienstgebäude, Küche, Backofen, ferner an die Ostumfassung anschließend, ein jetzt vollständig aufgedeckter, ehemals gewölbter Keller, der durch Stufen und eine enge Wendeltreppe mit dem Herrenhaus in Verbindung stand und wahrscheinlich den bischöflichen Weinkeller darstellt.

Klingenmünster.

Bei Klingenmünster, in den Gewannen Blumengarten und Zell, soll einst das Benediktinerkloster Blidenfeld, begründet von König Dagobert II. ums Jahr 674, gestanden haben. Nachdem dieses Kloster schon im Jahre 840 abgebrannt war, ließ Erzbischof Raban von Mainz das Kloster näher beim Dorfe Klingen neu erbauen. Dieses Klingen ist das heutige Dorf Klingenmünster, das diesen Namen schon seit dem Mittelalter führt. Im Jahre 1490 wurde das inzwischen arg heruntergekommene Kloster in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt. Zufolge der kurpfälzischen Religionserklärung vom Jahre 1705 kamen die Güter und Gefälle des Stiftes an die katholische geistliche Verwaltung in Heidelberg und wurden durch einen in Klingenmünster wohnenden Stiftsschaffner verwaltet. Diese Anordnung währte bis zur französischen Revolution. Ein Teil der Mauer, die das Stift umschloß, ist noch vorhanden.

Burg Landeck.

Burg Landeck ist eine der ältesten Bergfesten der Pfalz, doch ist von ihrer frühesten Geschichte nichts bekannt, auch sind die ursprünglichen Bauten schon im Mittelalter beseitigt worden um Platz für die jetzt als Ruine vorhandene Burg zu schaffen. Im Anfang des 13. Jahrhunderts war die Landeck Ganerbenburg im gemeinschaftlichen Besitz der Grafen von Eberstein, von Zweibrücken und von Leiningen. Graf Friedrich von Leiningen erhielt die Burg 1237 vom Kaiser ganz zu Lehen und gründete da eine eigene Linie, nach deren Aussterben die Burg ans Reich zurückfiel. Später wurden die Herren von Ochsenstein-Zweibrücken-Bitsch damit belehnt, und von 1570 an war die Burg gemeinschaftlicher Besitz der Kurpfalz und des Hochstifts Speier. Die Zerstörung der Landeck erfolgte im Orleansschen Krieg 1689.

Die Burgruine weist Bauteile aus dem 12.—15. Jahrhundert und aus noch späterer Zeit auf. Der architektonisch schöne, durchwegs aus Buckelquadersteinen erbaute Bergfried hat eine rein quadratische, etwa ein Ar große Grundfläche und eine Höhe von 20 m. Sein ursprüng-

lich einziger Eingang liegt auf der Burghofseite, fast 10 m über der Turmsohle; eine Holztreppe oder Leiter vermittelte in alter Zeit den Zugang. Ein später geschaffener Eingang auf der Nordwestseite führt von der Höhe der Schildmauer aus in den Turm. Von der Schildmauer, an die sich der Bergfried lehnt, ist ein großes Stück erhalten, sie ist jedoch nicht so alt wie der Turm, der im 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet ist. Die um die ganze Burganlage ziehende Ringmauer hatte fünf runde und einen viereckigen Turm. Auf ihrer Nordwestseite befand sich der einzige Zugang zur Burg, der durch eine Zugbrücke vermittelt wurde. Von dieser stehen noch der innere Brückenkopf mit dem Rundbogen des Eingangstores und zwei von der Grabensohle aufragende Pfeiler der Brückenbahn. Der äußere Brückenkopf ist eingestürzt.

Der Bergfried der Burg Landeck ist einer der schönsten und zugleich am besten erhaltenen, die aus hohenstaufisch-salischer Zeit auf uns gekommen sind; selbst die Zinnen sind noch die ursprünglichen. Vom Palas und sonstigen Bauten der Burg steht nicht mehr viel; was noch vorhanden ist, zeigt meist das Buckelquaderwerk des 12. und 13. Jahrhunderts.

Eine neue, gemauerte Halle, die im Burghof an den ehrwürdigen Bergfried angeklebt ist, mindert einigermaßen den Gesamteindruck des schönen Bauwerks. Es sind bei dem Anbau wohl alte Bausteine und Architekturteile der Burg mit zur Verwendung gekommen, aber nebstdem hat man verständnislos nachgeahmte und zusammengefügte Fenstergewände (geknickte Spitzbögen) eingesetzt, die an dem neuen Bauwerk selbst höchst ungünstig wirken.

Im Burghof, in dessen Mitte noch die alte Zisterne erhalten ist, wurden Ende 1901 Schürfungen vorgenommen, wobei eine schief überwölbte breite Steintreppe bloßgelegt wurde, die zum Hauptkeller der Burg, einem heute wie ehedem mit Balken abgedeckten unterirdischen Raum, hinabführt. Der Keller hat im Innern zwei natürliche Felswände und infolgedessen ständig die zur guten Bewahrung der Vorräte des Burgwirtes nötige kühle Temperatur.

Bergzabern.

Schon die Römer hatten an der Ostseite des heutigen Bergzabern eine Niederlassung; es war der Vicus Tabernae montanae, der an der Stelle des herzoglichen Schlosses lag und die hier vorüberziehenden Straßen beherrschte.

Urkundlich wird Bergzabern zuerst 1180 genannt, und zwar als ein zur Grafschaft Zweibrücken gehöriger Ort; es stand also unter dem Grafen von Saarbrücken. Im Jahre 1286 verlieh Kaiser Rudolf I. Bergzabern die Stadtrechte. Von den Grafen von Saarbrücken wurde die Stadt 1385 zur Hälfte und sodann 1393 ganz an Kurpfalz verkauft, 1410 kam sie aber zum Hause Pfalz-Zweibrücken und blieb dabei, bis das linke Rheinufer an die französische Republik verloren ging. Im Schloß von Bergzabern nahmen die Herzoge zuweilen ihre Residenz, später war

dieses herzoglicher Witwensitz. Den Dreißigjährigen Krieg hatte die Stadt leidlich überstanden, aber 1676 brannten die Franzosen den größten Teil der Stadt und des Schlosses nieder. Den Schloßbau, der sich an eine vorhandene ältere Burg anfügte, hat Herzog Wolfgang von Zweibrücken 1561 begonnen und Herzog Johann I. 1579 vollendet. Nach dem Brande 1676 wurde das Schloß erst wieder vom Herzog Gustav Samuel in den Jahren 1719—25 erneuert.

Burg Guttenberg.

Die Burg, im Volksmunde das Guttenberger Schloß genannt, wird 1150 bereits urkundlich erwähnt, war anfangs ein kaiserliches Lehen der Grafen von Leiningen, kam später in Mitbesitz von Veldenz und Zweibrücken und wurde 1525 im Bauernkrieg zerstört. Im Bereich der Vorburg erhebt sich der Felsen, der die eigentliche Burg trug; ihre Mauern sind von da zumeist in großen Stücken hinunter in den Vorhof gestürzt und bedeckten sich dort mit Schutt, so daß allmählich ein Baumwuchs über den Burgtrümmern emporkommen konnte.

Schloß Berwartstein.

Ursprünglich war der Berwartstein eine Reichsfeste, bis er 1152 durch Kaiser Friedrich Barbarossa „zu des Kaisers wie zu seiner Vorfahren und Nachfolger Seelentroste" dem Hochstift Speier geschenkt wurde. Der darüber errichtete kaiserliche Stiftungsbrief ist zugleich die erste urkundliche Nachricht über diese sehr alte Burg.

Im 13. Jahrhundert war ein Rittergeschlecht Lehensträger der Burg, das sich nach ihr benannte. Später nahm der Berwartstein die Eigenschaften einer Raubritterburg an, weshalb ihm 1314 die Reichsstädte Straßburg und Hagenau den Garaus machten. Allerdings waren deren Reisige 5 Wochen davor gelegen, bis das Felsennest bezwungen war. Nach ihrer Wiedererbauung besaß die Burg ein Ritter von Weingarten, von 1347 an gebot über sie die Abtei Weißenburg. Nachdem die Eckbrechte von Dürkheim sich die Burg gewaltsam angeeignet hatten, mußten sie diese wieder herausgeben, und zwar nahm sie ihnen Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz ab. Dies geschah 1463. Aus den Händen des Kurfürsten Philipp I., Friedrichs des Siegreichen Nachfolger, erhielt die Burg deren am meisten genannter Herr, der berüchtigte Ritter Hans von Drott, der kurpfälzischer Marschall war und in Kriegszeiten durch Beutegelder großen Reichtum zusammengebracht hatte. Von ihm rühren die Befestigungswerke her, deren Trümmer wir noch in den alten Teilen der Umfassung und der Türme des Berwartsteins vor uns haben. Im Jahre 1591 brannte die Burg ab und blieb seitdem Ruine. Als solche ging sie 1842 samt dem umliegenden Wald in den Besitz eines Franzosen über, und aus dessen Hinterlassenschaft erwarb sie der jetzige Eigentümer.

Die Feste hat eine Umfassungsmauer mit drei Flankierungstürmen. Das besondere an dem Burgbau selbst sind seine aus dem Felsen herausgearbeiteten Gemächer, Gänge und Treppen, wobei Architekturteile nur als Ergänzung vorkommen. Der große Rittersaal, der sich noch durch seine verschiedenartig gewölbten Eingangspforten und durch freitragende Mittelpfeiler auszeichnet, ist ein solches Felsengemach. Die Decke des Saales bilden mehrere Kreuzgewölbe. Vom Rittersaale aus führt ein Gang in mannigfachen Windungen durch den Felsen zu verschiedenen kleineren Räumen, und schließlich hinauf bis zu dem mit Buckelquadern verkleideten Ritterhaus, das oben auf dem Felsen errichtet ist.

Das äußere Tor ist großenteils verfallen, das innere hat über einem wohlerhaltenen Spitzbogen zwei alte steinerne Wappenschilde. Die Umfassungsmauer ist nur mit drei runden Flankierungstürmen verstärkt, und im Innern des Burghofes hütete ein dicker runder Turm, dessen Gewölbe mit Schießscharten versehen waren, den Eingang zum eigentlichen Burgtor. Dieser Turm ist leider seiner Bossenquader entkleidet und zeigt nur noch das etwas zugerichtete Kernmauerwerk. Ein gewölbter Gang, der nahe von diesem Turm ausgehend, im Felsen von Osten nach Norden hinführte, hatte am Nordausgang einen besonderen Schutz durch einen schlanken runden Turm.

Der Schloßbrunnen ist 45 m tief ganz in den Felsen gebohrt. Bei der Ausräumung des Schachtes fand man darin Hunderte von Steingeschossen, die auf der Burg zu sehen sind. Die Burg wurde 1895 durch ihren Besitzer, Hauptmann a. D. Hofmann, zum Teil wieder als bewohnbares Schloß ausgebaut.

Vom Berwartstein durch das Tal getrennt, liegt auf der Höhe die Ruine des Turmes Klein-Frankreich, eines Vorwerkes der Burg, das 1484 vom damaligen Burgherrn Hans von Drott errichtet wurde. Es ist nichts als ein dicker runder Turm, mit einem Durchmesser von fast $7^1/_2$ m und über 3 m dicken Umfassungsmauern, der jetzt noch zweigeschossig ist, aber kein Dach mehr hat. Jedes der beiden Geschosse, in deren unterem auch die gewölbte Decke erhalten blieb, weist drei Schießscharten auf. Eine eiserne Leiter vermittelt jetzt durch eine viereckige Öffnung in der Mitte des Deckengewölbes den Verkehr vom unteren zum oberen Geschoß. An der Nordwestseite des Turmes stößt man auf einen verschütteten Brunnen.

Weißenburg im Elsaß.

Berühmt ist die Benediktinerabtei Weißenburg, die vom König Dagobert I. gestiftet sein soll und schon im 7. Jahrhundert genannt wird. Ein Mönch der Abtei, Ottfried, später Abt, dichtete hier um die Mitte des 9. Jahrhunderts das Evangelienbuch in fränkisch-deutscher Mundart, womit er das Deutsche zum erstenmal in gebundener Form zur Anwendung brachte und damit unserer Sprache für alle Zeiten ein Denkmal schuf. Eine andere

umfangreiche Weißenburger Handschrift, zum großen Teil in Versen und zu etwa einem Drittel von der Hand Ottfrieds selbst herrührend, der berühmte Weißenburger Kodex, ist noch heute erhalten und befindet sich unversehrt und wohlbewahrt im Historischen Museum von Speier.

Die Stadt Weißenburg, in frühester Zeit unter der Abtei stehend, trat 1247 in den Bund der Rheinstädte ein, wurde später Reichsstadt und nannte sich als solche Weißenburg am Rhein, während die Äbte des Benediktinerstiftes stets den Namen Kronweißenburg anwandten, und zwar in Anknüpfung an den großartigen eisernen Kronleuchter der Abtei, der ein Geschenk des Königs Dagobert gewesen sein soll. Zum Schutz der Abtei waren an vier Punkten außen herum Burgen erbaut, von denen heute alles bis auf den Turm der Burg von St. Paul bei Schweigen verschwunden ist.

Etwa 25 Jahre nach dem Westfälischen Frieden nahm Frankreich Weißenburg, das eine der sogen. zehn Reichsstädte des Elsaß war, samt ihren neun Genossinnen (wobei auch Landau) in Besitz und verleibte sie seiner Provinz Elsaß ein. Die früher reichsständische Abtei kam 1546 unter die Bischöfe von Speier, die sodann Titel und Wappen eines Präpositus von Weißenburg führten.

Von Weißenburg ziehen sich die in den Kriegen des 18. und 19. Jahrhunderts oft bedeutsam gewesenen, in den Jahren 1704—1706 durch Marschall Villars errichteten Weißenburger Linien bis Lauterburg hin; sie bestanden aus Wall und Graben mit vorgebauten Schanzen und Redouten, die von der Scherhol nach Weißenburg und von dort am rechten Ufer der Lauter als fast zusammenhängende Befestigungen bis Lauterburg reichten. Neben den Werken waren Querdämme mit Schleusen vorhanden, so daß das Lautertal unter Wasser gesetzt werden konnte. Der heftigste Kampf um diese befestigte Linie fand am 13. Oktober 1793 statt, als Feldmarschall Wurmser den General Custine warf und Weißenburg mit Sturm nahm. Die Schanzen sind großenteils eingeebnet, jedoch im Waldtale unterhalb der Mühle St. Remy samt den Querdämmen noch wohl erhalten.

In der Schlacht vom 4. August 1870, die den Reigen der großen Kämpfe des deutsch-französischen Krieges eröffnete, wurde die befestigte Stadt von den Preußen und Bayern erstürmt, allein der Hauptkampf fand um den nahen, südlich von Weißenburg gelegenen Geißberg statt, der nach schweren Verlusten der Angreifer den Franzosen unter General Abel Douay entrissen wurde. Douay fiel bei der Verteidigung seiner Stellung. Auf deutscher Seite leitete der Kronprinz von Preußen (der spätere Kaiser Friedrich) die Schlacht.

Ganz nahe der Lage von Weißenburg befand sich das römische Kastell Concordia, nämlich an der Stelle, wo das Dorf Altenstadt liegt.

Burg Neu-Scharfeneck.

Die Burg Neu-Scharfeneck wurde im Anfang des 13. Jahrhunderts von Bischof Konrad III. von Speier, der dem Geschlecht Scharfenberg entstammte, erbaut. Im Jahre 1472 gründete hier Kurfürst Friedrich der Siegreiche die Herrschaft Scharfeneck für die Kinder seiner morganatischen Gemahlin Klara Dettin, die die Stamm-Mutter der Fürsten Löwenstein-Wertheim ist. Im Bauernkriege 1525 wurde die Burg niedergebrannt; später wieder hergestellt, erfolgte ihre endgültige Zerstörung im Dreißigjährigen Kriege. (Burg Alt-Scharfeneck lag unfern der Steigerter Höfe, am Fuße des Ringelsberges; sie war in Zeiten der Gau-Verfassung des Reiches Sitz der Gaugrafen des Speiergaues. Die Steine der Ruine wurden 1834 zum Bau der Festung Germersheim verwendet. Nicht der geringste Rest deutet mehr die Stätte an, wo die Burg stand.)

Von Neu-Scharfeneck sind noch schöne Überreste des Ritterhauses vorhanden, und als Hauptstück die an der Angriffsseite, gegen Nordosten zu gelegene mächtige Schildmauer. Diese besitzt eine Dicke von nicht weniger als 11 m; ihren Kern bildet ein Felsgrat, in welchen verschiedene Kammern eingearbeitet sind, und an der Außenseite erkennt man noch die Gewölbebogen einer Ausfallspforte und des ehemaligen Eingangstores. Die so außerordentlich starke Schildmauer mit ihren sicheren Unterkunften machte einen Bergfried entbehrlich; übrigens war sie auch mit einem gedeckten Wehrgang versehen.

Die Ramburg.

Die Ramburg, die eine Zeitlang als Vorwerk der Reichsfestung Trifels gelten konnte, ist vom Hohenstaufen-Kaiser Friedrich I. gegründet. Ein Lehensträger, Ritter Hans von Ramberg, verkaufte 1519 Schloß und Burg an Ritter Wolff von Dalberg und die Dalberger veräußerten diesen Besitz, nachdem die Ramburg 1525 von den aufständischen Bauern arg mitgenommen worden war, schon 1540 wieder, und zwar an die Herren von Löwenstein-Scharfeneck. Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Burg zerstört und nachher nicht wieder aufgebaut.

Erhalten ist in der Hauptsache nur ein Teil der 18 m hohen, nach Nordwest schauenden Schildmauer mit der daran stoßenden Südwestwand des Ritterhauses und anderen Mauerteilen, alles verkleidet mit Bossenquadern. Merkwürdig ist der aus dem Felsen ausgehöhlte Wallgraben und der ebenso geschaffene große Burgkeller, den zwei Felsensäulen stützen. Ein drittes Werk des Steinhauers, der Felsenbrunnen, ist verschüttet.

Die Abteikirche von Eußerthal.

Die Cistercienserabtei Eußerthal wurde gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet und gelangte infolge reicher Zuwendungen bald zu Macht und Ansehen, erfuhr

aber schon im Bauernkrieg 1525 Schädigung; weiteres besorgten die Franzosen im Orleansschen Krieg 1689, und am Schluß des 18. Jahrhunderts erfolgte unter der französischen Republik die endgültige Auflösung der Abtei, wonach auch die wenigen, noch im halb zerfallenen Kloster verbliebenen Mönche das Tal verließen. Klostergebäude und Kirche blieben sich selbst überlassen und wurden allmählich zur völligen Ruine. Schließlich mußte alles bis auf den jetzt noch erhaltenen Teil der großen Abteikirche abgebrochen werden. Von dieser um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbauten romanischen Kirche steht heute nichts mehr als das Chor mit dem Querschiff nebst einem einzigen Joche des Langschiffes.

Die Cistercienser von Eußerthal waren als Hüter der Reichskleinodien bestellt, solange diese in der nahen Reichsfeste Trifels ihren Bewahrungsort hatten.

Annweiler.

Ein ursprünglich an Stelle der Stadt vorhandenes Dorf, das seinen Namen wohl von einem adeligen Franken Namens Anno erhalten hatte, soll zum Familienbesitz des Kaisers Friedrich Barbarossa (1152—90) gehört haben. Dieser Kaiser, der das Pfälzer Hinterland so sehr bevorzugte und auch gern auf dem Trifels weilte, ließ das Dorf mit Mauern umfassen und machte es damit zur Stadt, die er mit reichlichen Privilegien ausstattete. Später gewährte er den Annweilern sogar Zollfreiheit im ganzen Deutschen Reiche, ein sehr weitgehendes Vorrecht, das der Stadt gewahrt blieb, bis die Republik Frankreich die deutschen Lande links des Rheins an sich riß. Kaiser Friedrich II. erhob Annweiler im Jahre 1219 zur Reichsstadt; er verlieh nämlich der bisherigen einfachen Stadtgemeinde die Rechte der Freien Reichsstadt Speier samt dem wichtigen Münzrecht; dieses jedoch mit der Auflage, daß die Einkünfte aus der Münzprägung für die Bauerhaltung der Reichsfeste Trifels zu verwenden seien. Kaiser Ludwig der Bayer verpfändete die Stadt — weil sie zu seinem Gegenkaiser Friedrich von Österreich gehalten hatte — samt dem Trifels an seine Neffen, die Pfalzgrafen Rudolf und Rupprecht, ohne das Pfand wieder einzulösen, und so kam die Stadt im Jahre 1440 durch Erbschaft an Herzog Ludwig den Schwarzen von Zweibrücken. Dieser mußte sie (nebst Bergzabern und mehreren anderen Orten) im Jahre 1461 vorübergehend dem Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz als Unterpfand dafür überlassen, daß er nun Frieden halten werde.

Annweiler blieb beim Herzogtum Zweibrücken bis zum Sturz der alten Ordnung am Ende des 18. Jahrhunderts. Mauern, Tore und Türme der mittelalterlichen Stadt wurden erst im Jahre 1820 auf Abbruch versteigert und schonungslos niedergerissen. Nur spärliche Reste der Stadtmauer kann man heute noch ausfindig machen; die

drei Tore sind spurlos verschwunden, doch leben deren Namen in einigen Ortsbezeichnungen fort, nämlich: Am Storchentor, Am Obertor, Am Untertor.

Der Trifels.

Man nimmt an, daß die Erbauung der Reichsfeste Trifels in die Zeit Heinrichs IV. fällt. Jedenfalls war die Burg schon zur Zeit seines Nachfolgers Heinrich V. eine der stärksten und wichtigsten des Reiches, denn dieser ließ im Jahre 1126 die Reichskleinodien — Krone, Szepter, Reichsapfel — hierher überführen und bestellte die Mönche des nahen Klosters Eußerthal als deren Hüter. Oftmals hielten die deutschen Kaiser hier Hof; Heinrich IV. soll sogar der Überlieferung gemäß seine Canossa-Fahrt von hier aus angetreten haben. Den Hohenstaufen Konrad III. und Friedrich I. war der Trifels eine Lieblingsburg und sie waren es, die den Palas wie auch den mächtigen Bergfried erbauen ließen, der noch heute das Schmuckstück der Ruine, ja eine Zierde des ganzen Landschaftsbildes von Annweiler ist. Der Hohenstaufe Heinrich VI. trat vom Trifels aus seinen Rachezug gegen die Normannen an. Nach dem Tode des letzten Kaisers aus dem Geschlecht der Staufer, Konrads IV. (1254), wußte sich während des Interregnums der von einem Teil der Kurfürsten zum Deutschen König gewählte Wilhelm von Holland vorübergehend in Besitz des Trifels und der da verwahrten Reichskleinodien zu setzen. Als aber auch seine Gemahlin auf dem Wege zum Trifels war, wurde sie samt Begleitung durch den Ritter von Rietberg aufgehoben und auf dessen Burg gebracht. Kaiser Ludwig der Bayer (1313—47) verpfändete die Reichsfeste an die Pfalzgrafen, wodurch sie samt der Stadt Annweiler an die Herzoge von Pfalz-Zweibrücken kam. (Vergl. den Geschichtsabriß von Annweiler!)

Im Bauernkrieg (1525) wurde die Burg ausgeplündert und teilweise zerstört; wieder einigermaßen hergerichtet, erlitt sie 1602 durch Blitzschlag, der einen bedeutenden Brand entfachte, weitere große Beschädigungen. Der Dreißigjährige Krieg vollendete den Untergang der Reichsfeste. Seit jener Zeit lagen die Reste der Burg halb in einem hohen Schuttkegel verborgen. Was von den Bauteilen nicht auf diese Weise geschützt war, verschwand zumeist dadurch, daß die Bewohner der Umgegend die alten Burgmauern, besonders deren prächtiges Buckelquaderwerk als Steinbruch ausnützten, bis endlich 1866 der in Annweiler gegründete Trifels-Verein diesem Treiben ein Ende machte, den Schutt aufräumen ließ, Zugänge bahnte und überhaupt alles tat um die Ruinen der berühmten alten Reichsfeste zu Ehren und zu Ansehen zu bringen.

An den Trifels knüpfen sich verschiedene Sagen, so die, daß hier Richard Löwenherz lange gefangen gehalten und durch seinen getreuen Sänger Blondel befreit worden sei. Auf dem Denkstein, den die Stadt Annweiler in Mitte

der großen Felsplatte des Burghofes errichtet hat, ist neben anderen, auf die Geschichte des Trifels bezüglichen Angaben auch diese Überlieferung verzeichnet, doch fehlt der Sage bis heute die geschichtliche Begründung. Gewiß ist nur, daß die starke Reichsfeste oftmals Gefangene von hohem Rang beherbergte, so den Grafen Adalbert von Saarburg, Erzbischof von Mainz, und den Grafen Wiprecht von Groitsch, Markgrafen der Lausitz.

Die Burg war auf einer von Norden nach Süden gerichteten, im Anfang breiteren, am Ende ganz spitz verlaufenden Felsplatte erbaut und mit einer Ringmauer umgeben, so daß zwischen dieser und der eigentlichen Burg ein Zwinger gewonnen wurde. Der Palas, das bis auf die Grundmauern verschwundene Ritterhaus, stand nordöstlich vom Hauptwerk der Feste, vom mächtigen dreigeschossigen Bergfried, der noch jetzt eine Höhe von 23,5 m hat. Die Seitenflächen dieses rechteckigen Turmes messen annähernd 13 auf 9 m; das durch eine Quermauer geteilte Erdgeschoß enthält die Vorhalle des Palas und die Wachtstube. Ein eigenes Wachthaus, in seinen Umfassungsmauern außer dem Bergfried noch am besten erhalten, stand südwestlich vom Eingangstor des Hauptturmes.

Das erste Obergeschoß des Bergfrieds, eine Kapelle mit halbkreisförmiger Chornische, war der Aufbewahrungsort für die Reichskleinodien; ein Vorraum diente zur Unterkunft für den als Hüter bestellten Mönch. Das zweite Obergeschoß enthielt einen einzigen, saalartigen Raum, der wahrscheinlich das kaiserliche Gemach (Conclave Caesaris) war. Alle drei Geschosse sind durch Kreuzgewölbe gebildet und zeigen in Gesimsen, Rippen und anderen Bauteilen schöne Ausarbeitung. Die Kapelle entspricht dem spätromanischen Baustil; die aus den Ansätzen noch erkennbaren, freitragenden Eckäulen unter den Rippenkonsolträgern sind leider verschwunden. In der Nordwand des Vorraumes der Kapelle bemerkt man eine vermauerte rundbogige Türe; sie führte in das Hauptgeschoß des Palas. Die dicken Außenmauern des Bergfrieds sind außen mit kräftigen Bossenquadern verkleidet; an der Ostseite tritt hoch oben die halbrunde Chorapsis der Kapelle heraus und wirkt mit ihren zierlichen Bauteilen und Skulpturen als schmuckvolle Unterbrechung der breiten und hohen Steinmauer.

Der Burghof nimmt die tiefer liegende südwestliche Fläche des Felsengrates ein, von dessen äußerem Ende ein Steg auf eine noch tiefer liegende kleine Felsplatte, den sogen. Tanzplatz, führt. An der Ostseite des Felsengrates, da wo dieser den Bergfried trägt, ist eine Verblendung durch zwei hintereinander liegende Mauern hergestellt, von denen die äußere eine Bekleidung mit Buckelquadern hat. In der inneren Blendmauer sind die Überreste einer Pforte vorhanden, die den Zugang zu einem noch nicht erforschten, verschütteten Kellerraum bildete. Die Nordseite der oberen Burg enthält einen aus dem Gestein herausgearbeiteten, oberirdischen Felsen-

keller, der 17 m lang, 2—3 m breit ist und teilweise durch Mauergewölbe eine Ergänzung und Stütze erhalten hat.

Ein wesentlicher Bauteil der Burg ist ferner der 16 m hohe Brunnenturm, der 6,5 m Seitenlänge hat und mit Buckelquadern verkleidet ist. In seinem Untergeschoß mündet der 62 m tiefe Brunnenschacht, aus dem heute wieder wie in alter Zeit das Wasser tief aus dem Innern des Trifelsberges heraufgewunden wird. Ein Torbogen, der 1889 auf den noch vorhandenen Widerlagern eines ähnlichen alten Tonnengewölbes neu errichtet wurde, verbindet die Ringmauer mit dem Wasserturm, dessen Plattform und ausgekragter Zinnenkranz ebenfalls neu sind. Der jetzige Eingang zur Burg führt unter diesem Bogen hindurch.

Südwestlich vom Wasserturm haben sich (rechts vom Pfad) die Mauerreste eines Torgebäudes und (links vom Pfad) der 2 m hohe Sockel eines runden Turmes erhalten; zwischen diesem Gemäuer und dem Bergfried zeigen sich noch Überreste von Terrassenmauern, ferner sind westlich vom Bergfried, angelehnt an die südwestliche Ecke der Ringmauer, die halbverfallenen Umfassungswände der Burgschmiede zu sehen. Vom Vorraum der Kapelle aus, der früher mit dem Palas verbunden war, gelangt man jetzt durch den weiten Kamin auf einer Leiter ins zweite Obergeschoß des Bergfrieds.

Gelegentlich der Ausgrabung des verschütteten Burgbrunnens fanden sich eine Menge alter Gegenstände, wie Hausgeräte und Waffen (bei diesen: Geschützrohre, Kugeln, Lanzen, Helme, Schwerter, Sporen), ferner zerbrochene Marmorplatten aus dem Palas usw. Die Funde sind im Stadthause von Annweiler zu sehen. Der Palas oder das Ritterhaus ist mit Ausnahme der Grundmauern gänzlich verschwunden. Von den 40 marmornen Säulen, die der Saal des Palas enthalten haben soll, ist nur eine einzige noch ziemlich ganz aus dem Schutt zum Vorschein gekommen; sie wird im Historischen Museum zu Speier aufbewahrt.

Scharfenberg und Anebos.

Mit dieser Reichsfeste war ein Rittergeschlecht belehnt, das sich dem Brauch gemäß nach der Burg benannte, die Herren von Scharfenberg oder Scharfenburg. Der volkstümliche Name Münz (auch Geldmünz) für die Scharfenburg läßt darauf schließen, daß die Stadt Annweiler ihr im Jahre 1219 erlangtes Münzrecht wirklich ausübte und hier auf der geschützten Burg eine Prägestätte errichtet hatte.

Im Jahre 1336 kam die Burg an die Abtei Weißenburg und 1509 mit Annweiler an das Herzogtum Zweibrücken; ihre Zerstörung durch Feuer erfolgte im Bauernaufstand 1525. Der Bergfried von Scharfenberg ragt noch etwa 21 m hoch empor; außerdem ist ein Stück der Nordwand des Palas mit einem romanischen Erkerfenster erhalten. Die Ruine ist jetzt Staatseigentum und wird vom

Trifelsverein in Annweiler vor weiterem Verfall nach Möglichkeit geschützt.

Die Scharfenburg gehörte samt einer zweiten kleinen Burg, dem Anebos, zum Trifels, doch zerfiel die auf einem mächtigen Felsklotz errichtete Burg Anebos schon im 13. Jahrhundert. Heute ist fast gar nichts mehr davon übrig.

Das Lindelbrunner Schloß.

Die Ruine des einst leiningischen Schlosses, das unter Mitbenützung des Grundfelsens zu Gemachen, Verteidigungsanlagen, einem Graben und der Zisterne, wohl im 11. Jahrhundert erbaut war, zeigt romanische und in später errichteten Bauten gotische Fensteröffnungen; diese als vier Doppelfenster im Untergeschoß des Ritterhauses, die nach Westen gerichtet sind. Im Mauerwerk der Nordseite haben die Fenstergewölbe Rundbögen. Ein noch ziemlich hoher Mauerrest nimmt die Südseite ein. Der Burghof ist von starken Mauern umgeben.

Burg Drachenfels.

Der Drachenfels, der als Raubritterburg den Fuhren der Kaufleute gefährlich war, wurde 1335 von einer Streitmacht der Stadt Straßburg erobert und zerstört. Indessen muß die Burg bald darnach wieder aufgebaut worden sein, und zwar durch das Geschlecht der Eckbrechte von Dürkheim, wonach der Drachenfels allmählich zur Ganerbenburg wurde. Gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts gewann der Drachenfels größere Bedeutung, indem er für den Wasgauer Adel als Versammlungsort diente, wo die politischen Verhältnisse beraten wurden. Es ließen sich u. a. der Erzherzog von Österreich, der spätere Kaiser Maximilian I., (1493 bis 1519), Franz von Sickingen und sonstige bedeutende Männer als Gemeiner oder Ganerben der Burg aufnehmen. Der für die Versammlungen bestimmte Saal lag in der Mitte auf dem Felsen und ist von der Busenberger Seite her noch an einer turmartigen Ausbuchtung kenntlich. Nachdem Franz von Sickingen 1523 in Nanstuhl seiner Verwundung erlegen war, kam die Streitmacht der gegen ihn verbündeten Fürsten auf dem Wege zur Sickingischen Feste Hohenburg auch vor den von Leuten Franz von Sickingens besetzten Drachenfels und zerstörten das Felsennest endgültig.

Die Burg bestand aus zwei Teilen, beide in den Fels hineingebaut, wobei Wohnungen und Gänge aus dem roten Sandstein herausgearbeitet waren. Als Ruine weist sie mehrere schöne Gewölbe, dabei ein besonders großes mit Spitzbogenarchitektur, ferner eine noch mit einigen Stufen versehene Wendelkreppe und sogar den Backofen des Schlosses auf. Auch ein eingemeißeltes Drachenbild ist im Rittersaal erkennbar. Durch Freilegung der noch im Schutt verborgenen Burgteile, wie sie der Verschönerungsverein Busenberg mit Verständnis angebahnt hat, dürfte der Weiterbestand der Ruine gesichert sein.

Die Falkenburg.

Die Falkenburg, schon im 13. Jahrhundert erbaut, war ein großes Felsennest, das eine Zeitlang als Reichsfeste diente. Später war sie gemeinschaftlicher Besitz von Pfalz-Zweibrücken und Leiningen. Im Dreißigjährigen Krieg hatte die Burg eine schwedische Besatzung, die — durch Verrat überrumpelt — die Feste an die Kaiserlichen verlor. General Montclar, der im Auftrag seines Herrn, Ludwigs XIV., so viele Schlösser und Städte der Pfalz vernichtet hat, schleifte 1689 auch die Falkenburg. Ein daraufhin am Fuß des Felsens erbautes Schloß Neufalkenburg fiel ebenfalls den Franzosen zum Opfer, diesmal den Republikanern von 1793. Zur alten Falkenburg hatten die großen Waldungen der hier anstoßenden Frankenweide gehört.

Von der einstigen, langgestreckten Burganlage ist nicht viel anderes mehr zu sehen als was die Bearbeitungen des Felsens selbst noch davon bewahrt haben: Felsen-Eingänge, Schlupf-Pforten, Auflager und Einschnitte für die Zugbrücke, erhöht gelegene Abplattungen am westlichen und östlichen Ende des Felsengrates, welche die Stelle der Warten versahen, in der Mitte zwischen diesen die spärlichen Mauerreste eines mit Buckelquadern bekleidet gewesenen Bergfrieds sowie einiger Gemächer des Ritterhauses; schließlich Felsenkeller und ein 100 m tief durch die Sandsteinmasse gebohrter Brunnenschacht. Einige Fenstergewände lassen spätgotische, andere wieder Renaissance-Formen erkennen.

Burg Gräfenstein.

Diese sehr alte Burganlage gehörte seit 1237 dem Geschlechte Leiningen, wurde aber 1337 von diesem an die Kurpfalz verpfändet. Danach wechselte sie oft den Herrn; so befand sie sich in den Händen der Grafen von Sponheim, der Herren von Sickingen, der Markgrafen von Baden und noch anderer, bis sie 1421 als Heiratsgut wieder an Leiningen fiel.

Im Jahre 1470, als die getreuen und sehr streitbaren Bürger von Neustadt im Auftrag ihres Herrn, Friedrichs I. von Kurpfalz, die Burg Erfenstein genommen und zerstört hatten, bereiteten sie im weiteren Vollzug des kurfürstlichen Geheißes der starken Gräfensteiner Burg ein gleiches Geschick; sie nahmen die Feste im Sturme ein und brannten sie dann nieder. Durch den Grafen von Leiningen wieder aufgebaut, brachten ihr 1525 die aufständischen Bauern abermals Zerstörung und Brand.

Die Herrschaft samt der gebrochenen Burg kam später an das Haus Pfalz-Simmern und wurde von Johann II. 1450 an Pfalz-Zweibrücken verkauft. Herzog Wolfgang von Zweibrücken ließ die Burg von neuem erstehen, doch kaum 100 Jahre später, im Dreißigjährigen Krieg, ging sie endgültig zugrund. Sie brannte nämlich 1635 ab, während sie eine kaiserliche Besatzung hatte.

Die immer noch stattlichen Überreste der Burg erheben sich auf zwei felsigen Abstufungen des Berges. Auf der oberen Felsplatte, etwa 12 m über der ersten Stufe, liegt der Hauptteil der Burg; er besteht noch aus den Umfassungsmauern des Palas und einem Bergfried mit sieben Ecken. Dieser wuchtige Beschützer des Schlosses ist wegen seiner Bauweise besonders merkwürdig; denn in der Regel sind die Bergfriede der alten Burgen viereckige, höchstens fünfeckige, natürlich auch öfters runde Türme. Die Grundform des unregelmäßigen Siebenecks scheint hier deshalb gewählt worden zu sein um die Verteidigungsfront des Turmes gegenüber den im Westen der Burg vorhandenen Anhöhen zu vergrößern.

Eigentümer der Ruine ist der Herr der umliegenden Waldungen, der bayerische Staat, der ihre baulichen Reste nach Möglichkeit instand hält.

Burg Neu-Dahn.

Die Burg wurde in der Zeit des gotischen Baustiles, Mitte oder Ende des 14. Jahrhunderts, von dem Rittergeschlecht Tann, dem auch die dreifache Burg Alt-Dahn gehörte, erbaut. In den folgenden Jahrhunderten entstanden verschiedene Zubauten und Erneuerungen. So zu einer außerordentlich starken, zum Schutz des Wieslautertales errichteten Feste ausgestaltet, überdauerte Neu-Dahn in der Tat die Stürme des Dreißigjährigen Krieges und war bewohnt bis 1689, wo im Orleansschen Krieg die Franzosen die Zerstörung auch dieser Burg besorgten. Im Jahre 1552 beherbergte Neu-Dahn den König Heinrich II. von Frankreich, als dieser sich auf seinem Zug nach dem Rhein befand.

Im Zwinger gewahrt man an der Südwest-Front zwei nahe beieinander stehende runde Flankierungstürme, die als starke Batterietürme innen je drei übereinander liegende, gewölbte Räume enthalten; die Höhe der Türme, von denen der südliche Eckturm von bedeutender Dicke und Stärke ist, beträgt 24—25 m. Zwischen diesen beiden Batterietürmen erstreckt sich die 2 m dicke Umfassungsmauer, durch die der Eingang zum Erdgeschoß dieser Vorburg führt. Die Schießscharten des Erdgeschosses zeigen nach außen sorgfältig ausgemeißelte Löwenköpfe mit weitgeöffneten Mäulern, durch die das Licht in den Raum fällt. Innen am nordwestlichen Batterieturm ist ein runder Treppenturm angebaut, der einst den Zugang zu den Obergeschossen vermittelte. Von den Gebäuden der Hauptburg steht nur noch einiges Mauerwerk, das eine Verkleidung von starken Bossenquadern und gotische Tür- und Fensteröffnungen hat; sodann ein zweites Treppentürmchen an der Nordostseite neben der Stelle im Burghof wo das Ritterhaus stand.

Links vom Toreingang im Südwesten stößt man auf die untersten Mauerschichten eines runden Verteidigungsturmes, in der Höhe rechts zeigen sich zwei übereinandergelagerte, aus solidem Mauerwerk gefügte Scheren, die in

ihrer Anlage schon den Übergang von der alten Befestigungskunst zu der eines Coehorn und Vauban zu bekunden scheinen. So zeigt die Burg Neu-Dahn mit ihren starken Verteidigungswerken, die sich rings um den ganzen Burgbau zogen und einen großen Zwinger einschlossen, daß sich im 17. Jahrhundert die Burgherren von Neu-Dahn die Fortschritte des Kriegsbauwesens an ihrer mittelalterlichen Burg zunutze zu machen wußten.

Die Burgengruppe von Alt-Dahn.

Auf einem mächtigen Felsgrat erheben sich die Ruinen von Alt-Dahn, einer aus drei selbständigen Burgen bestehenden, gemeinsamen Befestigungsanlage. Auf dem östlichen Ende des langgestreckten Felsrückens liegt die Hauptburg Alt-Dahn, auf dem westlichen Burg Tannstein, in der Mitte zwischen beiden Burg Grafendahn. Gründer dieser Burgen soll ein Ritter Heinrich von Tann gewesen sein, ein hohenstaufischer Lehensmann, der im Jahre 1190 mit der Obhut des Trifels betraut war. Die eine der Burgen, Grafendahn, wechselte oft den Besitzer; im 14. Jahrhundert kam sie an die Grafen von Sponheim, dann an die Markgrafen von Baden, an Friedrich den Siegreichen von Kurpfalz, und von diesem an den berüchtigten Ritter Hans von Drott vom Berwartstein, schließlich an die Zweibrücker Pfalzgrafen. Die übrigen zwei Burgen blieben bei der Ritterfamilie von Tann bis zu deren Aussterben im 16. Jahrhundert, wonach die Burgen samt ihrem Zubehör als heimgefallene Lehen vom Hochstift Speier eingezogen wurden. Der Orleanssche Krieg brachte 1689 allen drei Burgen den Untergang. Die Burg Alt-Dahn allerdings war schon seit dem Dreißigjährigen Kriege halb Ruine gewesen.

Durch Ausnützung des hoch aus der Talebene aufragenden natürlichen Gesteines ist hier das Urbild einer Felsenburg entstanden, und zwar in einer Ausdehnung, wie sie vielleicht von keiner anderen Anlage dieser Art erreicht wird; denn ein wahres Labyrinth von Gängen und Kammern, Kellern, Verließen und anderen Innenräumen ist in dem riesigen Dahner Felsklotz durch die Arbeit des Meißels geschaffen, und vielstufige Steintreppen, die in den Felsen eingehauen sind, führen aus dessen Innerem hinauf zu den teils künstlich hergestellten, teils natürlichen Abplattungen des Felsens, auf denen sich einstmals die eigentlichen Bauten, wie die Ritterhäuser usw., erhoben. Die Platte des Burgfelsens ist 200 m lang und im Mittel 30 m breit. Turm- und bastionsartige Teile des zerklüfteten Felsrückens waren geschickt mit in die ganze Befestigungslage einbezogen.

Von der Burg Alt-Dahn ist der viereckige, mit Buckelquadern bekleidete Bergfried noch ziemlich gut erhalten, obwohl in ihm der älteste Teil der Burg zu erblicken ist; denn er gehört sicher in die Zeit des romanischen Baustiles, die bei uns um 1250 ihr Ende erreichte. Ferner trifft man noch Reste verschiedener Bastionstürme, der Zwinger-

mauern usw., sowie namentlich nahe dem Treppenaufgang, der durch das schöne Felsentor führt, einen runden, mit Buckelquadern verkleideten Flankierungsturm, der oben ein Rundbogenfries hat. Der Teil des Felsrückens, auf dem sich einst das Ritterhaus und die andern aufgemauerten Unterkunftsräume erhoben, hat sich in der Zeit des Verfalls der Burg auseinander gespalten, wobei der abgespaltete Teil des Felsens samt den darauf befindlichen Bauten in die Tiefe stürzte. Außen am stehen gebliebenen Teil des Felsens zeigt sich seitdem der Durchschnitt einer großen künstlichen Höhlung von der Form eines umgekehrten Trichters. Daß dieser Felsenraum ein Verließ gewesen wäre, ist höchst unwahrscheinlich; eher noch könnte man ihn für einen Behälter von Sammelwasser, also für die Burgzisterne, halten. Übrigens wird in Dahn selbst erzählt, daß etwa 1830 eine künstliche Sprengung, ausgeführt durch italienische Arbeiter, den Felssturz und zugleich die absonderliche Höhlung in der neuen Felswand hervorgerufen habe; die Sprengung sei zu dem Zweck unternommen worden, die schönen Hausteine der Schloßmauern zum Bau der Dahner Kirche zu erlangen, indem man sie so auf einfachstem Weg ins Tal hinab beförderte.

Von der mittleren Burg, genannt Grafendahn, stehen noch Bruchstücke der Umfassungsmauern des Ritterhauses sowie der Bergfried. Dieser Turm erhebt sich über einer tiefen Zisterne und scheint demnach außer einem Verteidigungswerk zugleich der Wasserturm der Burg gewesen zu sein.

Von der dritten Burg, dem Tannstein (erbaut 1328), ist außer einer etwa 6 m hohen Burgsteinmauer am äußersten Rand des westlichen Felsens fast nichts mehr vorhanden als die unverwüstlichen, ins Gestein gemeißelten Gänge, Treppen und Kammern.

Die Wegelnburg.

Die Wegelnburg war eine Reichsfeste. Wann sie erbaut wurde, ist unbekannt. Ihre ursprüngliche Bestimmung scheint die gewesen zu sein, die Grenzen und Gebirgspässe des Speiergaues gegen das Elsaß hin zu decken und zugleich die Besitzungen des Reiches, namentlich die wertvollen Waldungen, zu schützen. Urkundlich erwähnt wird die Wegelnburg zum erstenmal im Jahre 1272, und zwar aus Anlaß ihrer Zerstörung durch die Straßburger als Verbündete Ottos von Ochsenstein, des Landvogtes des Elsaß. Die Zerstörung war erfolgt, weil der auf der Wegelnburg eingesetzte kaiserliche Vogt selber von hier aus die Landstraßen durch Raubzüge unsicher gemacht hatte. Nach ihrer Wiedererbauung kam die Reichsfeste durch Pfandschaft unter König Rupprecht III. an Kurpfalz und später bei der Teilung an Pfalz-Zweibrücken. Die Herzoge von Zweibrücken unterhielten darnach hier lange Zeit ein Amt, das Amt Wegelnburg, das nach Schönau verlegt wurde, als die Franzosen unter Montclar 1679 die Burg zerstört hatten.

Die Burg war auf einem Doppelfels erbaut, aber nur wenige Mauerreste und einige in den Felsen gehauene Kammern, Keller und Verließe sind davon noch zu sehen.

Die Hohenburg.

Die Burg gehörte dem Geschlecht Puller von Hohenburg, dem der Minnesänger Konrad Puller von Hohenburg entsproß. Nachdem der letzte Puller 1482 wegen Mordes und anderer Schandtaten in Zürich enthauptet worden war, fiel die Burg an das Geschlecht Sickingen, und der Enkel des ersten Sickinger Besitzers, Franz von Sickingen, versah die Burg mit starken Bollwerken. Nachdem Franz auf der Burg Nanstein gefallen war, wurde die Hohenburg den Besiegern des streitbaren Helden ohne Versuch einer Verteidigung übergeben und von ihnen niedergebrannt. Erst 1542 durften die Nachkommen Franz von Sickingens die Burg wieder aufbauen; später wurde das Schloß vernachlässigt und 1679 besorgte Montclar die gründliche Zerstörung auch dieser elsässischen Burg.

Beim Wiederaufbau der Burg im Jahre 1542 durch die Sickinger erstand die Burg im schönen Stil der Renaissance. In einigen noch zum Teil gut erhaltenen Burgräumen sind zahlreiche Architekturstücke von jener Neu-Erbauung zusammen getragen. Der Meißel des Steinhauers hat hier hübsche Ornamente, auch über dem Tor ein gemeinsames Wappen von Sickingen, Hohenburg, Andlau und Hunoltstein geschaffen. An die hohe Wehrmauer schließen sich die Wohngebäude an, von denen noch ansehnliche Reste vergangene Pracht bezeugen.

Burg Löwenstein.

Ursprünglich ein Reichslehen der Falkensteiner, ging der Lehensbesitz der Löwensteinburg später an die Familie Ochsenstein über. Auch die Puller von Hohenburg, so der Minnesänger Konrad Puller von Hohenburg, hatten dann Anteil an der Burg. Um 1386 waren Hans Albe und Heinz Streif von Landenburg Mitbesitzer geworden, die als Raubritter ihr Unwesen trieben und darum mit den Straßburgern in Fehde kamen; diese belagerten die Burg, nahmen sie ein und zerstörten sie. Nach dem Wiederaufbau war sie ein Vorwerk der Hohenburg und teilte 1679 deren Schicksal. An den Löwenstein knüpft sich auch die Sage von dem wilden Ritter Lindenschmitt, dem elsässischen Rodensteiner, dessen Gefangennahme und Tod im Volkslied besungen ist.

Vom Mauerwerk ist bei diesem Felsennest nicht mehr viel zu sehen. Die Hochfläche des Burgfelsens ist zugänglich und auch von den Schuttmassen befreit, die sie lange bedeckten. Beim Aufräumen fand man eine Anzahl großer steinerner Geschützkugeln, die jetzt in einem Felsengelaß der Burg aufbewahrt sind.

Burg Fleckenstein.

Das Geschlecht der Herren von Fleckenstein, der Erbauer des Felsennestes, war im Mittelalter eines der angesehensten und mächtigsten im Elsaß; 1710 starb der letzte Fleckensteiner, und seine Burgen und Dörfer gingen an das Haus Rohan-Soubise über, das sie bis zur französischen Revolution behielt. Die Zerstörung der elsässischen Burg Fleckenstein erfolgte — wie auch der Wegelnburg und anderer benachbarter Schlösser — schon 1680 durch die Franzosen unter Montclar, also neun Jahre bevor das schreckliche Brûlez le Palatinat! auch allen pfälzischen Bergschlössern den Untergang brachte.

Aus der mächtigen Steinmasse des Fleckensteins sind Wohnungen, Treppen und Verteidigungsräume herausgearbeitet. Stellenweise ist der natürliche Fels (roter Sandstein) in seinen Zerklüftungen durch Mauerwerk verstärkt und namentlich an der Südseite macht sich eine 46 m lange und etwa 22 m hohe Stützmauer bemerkbar. Vom Toreingang am Fuß des Felsgrates geht eine ins Gestein gebohrte Wendeltreppe hinauf zur Platte, die aus dem Kopf des Felsens herausgehauen ist und einst die Bauten trug, deren wenige Mauerreste wir noch antreffen. Darunter ist besonders bemerkenswert ein Saal mit natürlichen Felsensäulen. Etwas seitwärts der Burg erhebt sich hoch ein einzelner Felsen, der als Bergfried diente. Über dem Torbogen der Burg ist eine Inschchrift ausgemeißelt, worin in gotischen Minuskeln bekundet wird, daß Torwarte und Umfassungsmauer (der sogen. Sarg) der Burg im Jahre 1429 erbaut wurden, als ein Sester Korn 10 Schilling Denare, ein Ohm Wein 9 Schilling Denare und 10 Heller kosteten.

Die Frönsburg.

Die Burg des Geschlechtes Frundsberg soll 1263 erbaut sein; urkundlich erwähnt wird sie 1269. Im Jahre 1359 erstmals zerstört, ward sie wieder aufgebaut und kam dann in Besitz der Herren von Fleckenstein. 1677 wurde die Burg von den Franzosen geschleift.

Auch diese Burg war ein Felsennest, und zwar geschickterweise auf zwei getrennten Felsen erbaut, aber so, daß beide Teile ein Ganzes bildeten; denn die Kluft zwischen den Felsen war durch hölzerne Stege überbrückt. Vom Mauerwerk der Burg ist nur noch wenig vorhanden.

Burg Blumenstein.

Da der Blumenstein früh zerstört und dann nicht wieder aufgebaut wurde, so sind die Nachrichten über dieses Felsennest spärlich. Ein oberhessisches Rittergeschlecht Blumenstein soll die Burg hier in der kaiserlosen Zeit des 13. Jahrhunderts erbaut haben, doch 1347 ward sie den Blumensteinern durch einen Ritter von Fleckenstein entrissen. Nachher wurde sie zur Ganerbenburg, denn sie kam in

geteilten Besitz von Zweibrücken, Tann und anderen Geschlechtern. Die Zerstörung der Burg fand wahrscheinlich 1525 im Bauernkrieg statt.

Ein langgestreckter, unvermittelt in die Höhe starrender Felsgrat mit ringsum senkrechten Wänden trug auf seinem westlichen Ende die Burg, von der nur noch ein Teil der mit Bossenquadern verkleideten Wehrmauer steht. In den Felsen gehauene Treppen führen hinauf bis zum obersten Teil des Felsenkammes. Das Ritterhaus schloß sich an die Wehrmauer an und hatte seine Fenster zumeist gegen Norden. Ein Felsenspalt, der später mit dem noch jetzt vorhandenen Gewölbebogen überbrückt wurde, trennte in der ersten Zeit das Wohngebäude der Burg vollständig von der übrigen Anlage und gab ihm weiteren Schutz. Ein tiefer Schacht, der nach Ersteigung der unteren Treppe auf einer Zugbrücke zu überschreiten war, diente zweifellos als Brunnen; er steht in Verbindung mit einer Vertiefung für ein Brunnenrad zum Aufziehen des Wassereimers. Ein anderer, engerer Schacht führte von der Felsenkammer des Rades hinauf zur Fläche der oberen Felsenstufe. An die Vertiefung für das Rad stößt ein größeres, aus dem Felsen herausgehöhltes Gemach.

Burg Wasigenstein.

Die Felsenburg Wasigenstein gehörte von 1272 bis 1458, wo das Geschlecht erlosch, denen von Wasigenstein; von da an den Herren von Fleckenstein, später den Grafen von Hanau-Lichtenberg; ihre Zerstörung erfolgte zugleich mit der der Nachbarburgen im Jahre 1679 durch Montclar.

Das Land um den Wasigenstein ist der Schauplatz des Waltariliedes, und hier an der Burg selbst tobte der blutige Kampf zwischen Walter und seinen Verfolgern, dem König Gunther von Worms und dem grimmen Hagen. Als in dem furchtbaren Schlagen Gunther einen Unterschenkel, Walter eine Hand und Hagen ein Auge verloren hatte, fand angesichts des Wasigensteins die Versöhnung der Helden statt und jeder zog, nachdem die Wunden gepflegt waren, wieder seines Weges, Gunther und Hagen zurück nach Worms, Walter mit seiner Hildegunde westwärts ins Land seiner Väter.

Der Wasigenstein besteht aus einer unteren und einer oberen Burg, die sich auf zwei getrennten Felsen erheben. Die Mauerreste der Felsenburg lassen die Stilarten vom 12. bis zum 16. Jahrhundert erkennen. Auf der Ostseite der unteren Burg sind Mauern, Treppen, Felsenkammern, Stallungen, ferner Schmiede und Brunnen freigelegt. Überhaupt ist der Schutt allenthalben beseitigt und man kann nun sämtliche Burgräume betreten.

Das Steinenschloß

bei Biebermühle.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts soll die Burg im Besitz der Grafen von Leiningen-Hartenburg gewesen sein. Weiter ist über Ursprung und Schicksal des Bauwerkes

vorläufig nichts bekannt. Möglich ist es, daß an dieser Stelle schon vor Erbauung der Burg eine Befestigung der Römer bestand, denn es wurden mit dem Schutt Ziegel römischen Ursprungs ausgegraben; ferner fand sich 1887 nicht ganz 1 km von der Burg entfernt das Kapitell einer Jupitersäule mit dem Reiter.

An dieser Burg ist namentlich der massige runde Bergfried einst ein bedeutendes Werk gewesen; heute lassen dies nur noch wenige Schichten des unteren Mauerwerks erkennen; auch an diesen Schichten fehlt zum Teil die Buckelquader-Verkleidung. Im lichten Durchmesser maß der Bergfried nicht weniger als 8,5 m; hierzu kommt noch die ganz außerordentliche Mauerstärke. Von den Befestigungen der Burg sind ferner noch zu erkennen: Ein kleinerer runder Turm und die Schildmauer, die ebenfalls mit Buckelquadern bekleidet war und in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich einen Graben hatte. Die Ruine ist mit Schutt angefüllt und leider in ihrer jetzigen Verfassung höchst unansehnlich.

Pirmasens.

Pirmasens führt seinen einigermaßen befremdlichen Namen von dem heidenbekehrenden Wanderbischof Pirmin aus Meaux (720—737), der von Hornbach herüber gekommen war und in der Gegend, wo heute Pirmasens liegt, seine Klosterzelle aufgeschlagen hatte. Im 18. Jahrhundert erbaute sich ein Graf von Hanau-Lichtenberg nahe dem Dorfe Pirmasens ein Jagdschloß und dies ist Ursprung und Anlaß, daß Pirmasens später zur Stadt erhoben wurde. Das gräfliche Haus Hanau-Lichtenberg besaß nämlich Burg und Dorf Lemberg sowie noch einige andere Landstriche in der Umgebung von Pirmasens. Lemberg war der Sitz des Oberamtes für den ganzen Bezirk. Erbgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der mit der einzigen Tochter Reinhards III., des letzten Grafen von Hanau-Lichtenberg, vermählt und dessen Erbe war, verlegte den Amtssitz seiner Herrschaft Lemberg aus der im Jahre 1689 von den Franzosen stark beschädigten, unwohnlich gewordenen Burg weg nach Pirmasens. Darnach blieb die Burg Lemberg dem Verfall überlassen und diente wohl den Einwohnern der Gegend, namentlich des Dorfes Lemberg, als Steinbruch. Der Erbgraf Ludwig VIII. übernahm 1739 auch die Regierung in Darmstadt, aber der von ihm zum Sitz des Lemberger Oberamts erhobene Ort Pirmasens kam erst unter seinem Nachfolger, dem Landgrafen Ludwig IX., zu größerer Bedeutung. Dieser († 1790) wählte schon als Erbgraf Pirmasens zu seiner Residenz. Er umgab die neue Stadt mit Mauern und gründete eine große Militärkolonie, um seiner Neigung zur Soldatenspielerei nachleben zu können. Unterdessen lebte seine Gemahlin (die große Landgräfin Goethes) in dem jetzt elsässischen Städtchen Buchsweiler, das zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg gehörte. Später, nachdem Ludwig IX.

zur Regierung gelangt war, zog sie nach Darmstadt, um dort die Regentschaft zu führen.

Bekannt ist, daß es dem Landgrafen in Pirmasens hauptsächlich darum zu tun war, möglichst hochgewachsene Leute als Gardisten zu haben und daß er diese dann mit den größten Frauenzimmern des Gebietes verheiratete, um im Nachwuchs einen besonders großen Menschenschlag zu erzielen. Noch heute kann man an alteingesessenen Pirmasensern dieses Eingreifen ihres früheren Landesherrn erkennen, denn man trifft unter ihnen verhältnismäßig viele Männer und Frauen von sehr hohem Wuchs.

Am 14. September 1793 fand nahe bei Pirmasens die Schlacht statt, in der die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig die französischen Republikaner gründlich aufs Haupt schlugen. Aber die Franzosen gewannen im Feldzug des folgenden Jahres wieder die Oberhand in der Pfalz und verließen das Land nicht mehr, bis 1801 das ganze linke Rheinufer und somit auch Pirmasens ihnen vertragsmäßig zufiel. Im Jahre 1816 wurde die Stadt dem Rheinkreise einverleibt und kam damit an Bayern.

Kaiserslautern.

Der kleine Ort Lautern, der einem längst wieder verschwundenen Rittergeschlecht den Namen gegeben hatte, war ein Lehen der fränkischen Herzoge und ging dann samt einem anschließenden Landstrich in den Familienbesitz der Fränkischen Kaiser über, wonach das Gebiet zum Königsland wurde. Der Ort lag inmitten dieses Königslandes, d. h. eines der Krone des Deutschen Reichs unmittelbar zustehenden Gebietes, dessen Einkünfte dem jeweils erwählten Deutschen König zuflossen. Das Königsland von Lautern hatte beträchtliche Ausdehnung; es reichte nördlich bis Wolfstein, südlich über Trippstadt bis Glanmünchweiler, und das große Waldgebiet, das heute noch Reichswald heißt, war mit eingeschlossen.

Hier in Lautern, auf seinem eigenen Grund und Boden, im Herzen seines Kronlandes, erbaute sich Kaiser Friedrich I., Barbarossa, im Jahre 1152 eine Burg und umgab auch den Ort Lautern mit Mauern, so daß dieser zur Stadt wurde. Die Deutschen Kaiser hatten im 12. und 13. Jahrhundert noch keine feste Residenz, sondern zogen im Reiche umher, bald da, bald dort Hof haltend. So wählte sich denn Barbarossa mit Vorliebe die Kaiserpfalz von Lautern zum Aufenthalte, so daß man der Stadt allmählich den Namen Kaiserslautern beilegte. Indessen wird dieser Stadtname urkundlich erst im Jahre 1322 genannt, und das Volk der Umgebung samt den Eingeborenen der Stadt selbst benannten noch bis in unsere Tage die Stadt zumeist nur Lautern.

Schon Kaiser Friedrich I. hatte in der Burg von Kaiserslautern ein Spital gegründet, das aber bald in ein Kloster verwandelt und mit Prämonstratensern besetzt wurde. Diese erbauten die schöne gotische Stadt- und

Klosterkirche, die später Stiftskirche genannt wurde, nachdem im Jahre 1510 unter dem Kurfürsten Ludwig V. der Pfalz das Kloster in ein Kollegiatstift umgewandelt worden war. Nach der Reformation wurde das Stift samt seinen Gefällen durch den Kurfürsten Friedrich III. eingezogen (1564).

Im Jahre 1276 erhob Kaiser Rudolf von Habsburg Lautern zur Freien Reichsstadt, indem er den Bürgern die nämlichen Rechte verlieh, wie sie die Speierer besaßen; doch seine Nachfolger achteten, wenn sie in Geldnot waren, diese Freiheit der Stadt wie auch mancher anderen ihrer Reichsstädte sehr wenig. So wurde Lautern im Jahre 1322 vom Kaiser Ludwig dem Bayern an seinen Schwager, den König Johann von Böhmen und Polen, um 10 000 Goldgulden verpfändet, und die darüber errichtete Pfandurkunde ist es, worin der Name Kaiserslautern (für Lautern) zum erstenmale vorkommt. König Johann verpfändete später die Stadt weiter an Gottfried von Leiningen, nahm sie dann wieder zurück, gab sie aber neuerdings als Unterpfand weg, und zwar an den Erzbischof Balduin von Trier. Doch auch dieser neue Herr über Kaiserslautern versetzte die Stadt wieder an einen andern, nämlich an den Grafen Heinrich von Veldenz, bis endlich Kaiser Karl IV. selbst die Stadt auslöste, aber nur, um sie bald darauf an einen Ritter Heinz zum Jungen zu verpfänden. Aus dessen Hand erwarb sie Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz samt der Stadt Oppenheim, und im Jahre 1375 wurde der Kurfürst vom Kaiser Karl IV. im lebenslänglichen Besitz der Stadt Kaiserslautern nebst ihrem Gebiete für sich und seinen Mitregenten Ruprecht II. bestätigt. Von Ruprecht I. ging Kaiserslautern an dessen Nachfolger über, und die Kurfürsten der Pfalz verstanden es, die Stadt nach und nach ihrer Sonderrechte zu entkleiden, so daß sie 1417 schon eine erklärte Landstadt des Kurfürstentums geworden war. Übrigens müssen sich die Kaiserslauterer wohl dabei gefühlt haben, denn in der schwierigen Zeit des Bauernaufstandes 1525 hielten sie treu zu ihrem Fürsten Ludwig V.

Der Reformation neigten die Bürger frühzeitig zu und schon vom Jahre 1565 an wurde nur noch reformierter Gottesdienst in Kaiserslautern gehalten. Als im Jahre 1576 Kurfürst Friedrich III., der dem reformierten Bekenntnis streng zugetan gewesen war, durch Tod abging, und ihm sein lutherischer Sohn Ludwig VI. in der Kur folgte, übernahm auf Grund des väterlichen Testamentes der reformierte zweite Sohn Friedrichs, Pfalzgraf Johann Kasimir, die Ämter Kaiserslautern und Neustadt, wonach dieser in der alten Kaiserpfalz von Lautern seine Residenz aufschlug und da bis 1583 zum Nutzen der Stadt und des Ländchens regierte. Die Burg wurde ausgebaut, die Stadt verschönert und stärker befestigt, und der Wohlstand der Bürgerschaft nahm sichtbaren Fortgang. Die Mauern der stattlich herangewachsenen Stadt waren von 18 festen Türmen überragt, so daß sich Kaiserslautern als glänzendes Städtebild darbot.

Johann Kasimir von Lautern war 1593 kinderlos gestorben und so erlosch mit ihm wieder die neugestiftete pfälzische Nebenlinie; das Fürstentum Kaiserslautern fiel darum an die Kurpfalz zurück. Kurfürst Friedrich IV. († 1610) gründete jedoch die Lauterer Nebenlinie von neuem, indem er das Oberamt Lautern samt der Grafschaft Simmern seinem zweiten Sohne Ludwig Philipp vermachte, der 1620 die Mündigkeit erlangte und dann sein Fürstentum zwar noch antrat, aber infolge der Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges bald die Herrschaft verlor und sogar außer Land gehen mußte. Erst nach dem Friedensschluß 1648 wurde er wieder in seine Rechte eingesetzt. Doch nun machte ihm sein mächtigerer Neffe, der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, das Land streitig, so daß er 1653 einen Vergleich mit dem Kurfürsten abschließen mußte, wonach er das Amt Lautern an Kurpfalz abtrat, es aber als Administrator verwalten durfte. Nach Ludwig Philipps Tode (1655) ging die Administration an dessen Witwe, die Pfalzgräfin Marie Eleonora, Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, über. Diese schlug auch in Kaiserslautern selbst ihre Residenz auf, und zwar in dem ihr zugehörigen Wadgasser Hof, einem ehemaligen Besitztum der Abtei Wadgaß. Nach ihrem Tode (1675) übernahm wieder ein kurpfälzischer Amtmann die Verwaltung der Stadt und des Gebietes von Kaiserslautern.

Während des Dreißigjährigen Krieges lagen von 1621 bis 1632 spanische Truppen in Kaiserslautern, dann folgten die Schweden. Am 17. Juli 1635 nahmen aber die Kaiserlichen unter General Gallas die Stadt im Sturme ein, wonach die schwedische Besatzung samt den wehrhaften Bürgern großenteils niedergemacht und Kaiserslautern greulich ausgeplündert und verwüstet wurde. Die Lebenskraft der Stadt war mit diesem Unglückstag aufs tiefste erschüttert, und Kaiserslautern hatte sich noch nicht erholt, als in den Reunionskriegen Ludwigs XIV. Marschall Bouflers im Jahre 1688 die Stadt drei Tage lang beschoß und damit die Übergabe erzwang. Auch im Spanischen Erbfolgekrieg erschienen Franzosen 1713 vor Kaiserslautern und nahmen zuerst die Stadt ein, dann nach dreitägiger Beschießung am 21. Juni auch die Burg, die dabei durch das Auffliegen des Pulverturmes zur Ruine ward.

Die in ihrem Wohlstand gebrochene und an Einwohnern stark verringerte Stadt schleppte fortan ihr Dasein dürftig dahin, bis sich unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor wieder ein Aufschwung zeigte, namentlich als 1774 die Gründung einer Hochschule in Kaiserslautern, nämlich der „Kameral- oder staatswirtschaftlichen hohen Schule", erfolgt war. Aber schon zehn Jahre später wurde der Stadt die Schule wieder genommen und diese mit der Universität Heidelberg vereinigt. Immerhin zählte Kaiserslautern noch bald nach jener Zeit (1786) 2650 Einwohner, mehr wie das doppelte als gleich nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Die ganze Pfalz links des Rheins versank in Jammer und Elend, als sich 1793 die Scharen der französischen Republik über dieses deutsche Gebiet ergossen, und auch Kaiserslautern empfing davon seinen Teil. Der Krieg selbst mit allen Schrecknissen zog sich hierher und eine dreitägige blutige Schlacht ward am 28., 29. und 30. November 1793 dicht bei Kaiserslautern geschlagen, wobei es dem Herzog von Braunschweig gelang, mit seinen Preußen und Sachsen die französische Armee unter General Hoche zum Rückzug zu zwingen, nachdem sie 5000 Mann auf dem Schlachtfeld gelassen hatte. Auch im folgenden Jahre im September 1794, als die Franzosen abermals erschienen waren, wurden diese von einem preußischen Heere bei Kaiserslautern geschlagen, wobei dem Reiteroberſten Blücher ein großer Anteil am Siege zukam. Aber aus dem Lande vertreiben ließen sich die Franzosen nicht mehr und durch den Frieden von Lunéville 1801 wurde Kaiserslautern mit dem ganzen linksrheinischen Gebiet Deutschlands der Republik Frankreich ausgeliefert. Die Stadt Kaiserslautern gehörte nunmehr zum Departement Mont Tonnère (Donnersberg), dessen Regierung sich in Mainz befand. Im Jahre 1816 kam die Stadt mit dem neugebildeten Rheinkreis zu Bayern und damit wieder zu ihrem alten Herrscherhause, mit dem sie von 1375 bis zum Einbruch der Republikaner vereint gewesen war.

Bei der aufständischen Bewegung im Jahre 1849 hatte die Provisorische Regierung ihren Sitz in Kaiserslautern, nachdem ihr der Boden in Speier und sodann in Neustadt wegen der Nähe des bayerischen Militärs, das in den Festungen Germersheim und Landau lag, zu heiß geworden war.

Eisenbahnstation (der Linie Bexbach-Ludwigshafen) ist Kaiserslautern schon seit 25. August 1849.

Die Stadt Kaiserslautern hat in ihrem Wappen einen Fisch, zeitweise waren deren Wappenbilder auch der Reichsadler, sodann die Flügelbauten der Kaiserburg und zwischen ihnen zwei Fische oder den Reichsadler, oder die Stiftskirche samt dem Brustbild des Kaisers und dem doppelten Reichsadler u. a., wie dies durch alte Wachssiegel ausgewiesen wird. Das Chorherrenstift Kaiserslautern führte eine Wolfsangel im Wappen.

Burg Hohenecken.

Die Burg ist um die Mitte des 12. Jahrhunderts zum Schutz des Reichslandes erbaut worden und wurde als Lehen der Kaiserburg von Lautern einem Rittergeschlechte übergeben, das sich darnach benannte und erst Ende des 18. Jahrhunderts erlosch. Etwa um 1400 hatte die Burg ihre Eigenschaft als Reichslehen verloren und ward zur Ganerbenburg; Kurpfalz, Kurmainz und die Grafen von Leiningen hatten Anteil an der Burg. Im Bauernkrieg 1525 geplündert und verwüstet, wurde die Burg 1560 durch Übereinkommen zwischen den Herren von Hohenecken und der Kurpfalz umgebaut und erweitert; so

überdauerte sie, ohne größeren Schaden zu nehmen, den Dreißigjährigen Krieg.

Während des kurpfälzischen Wildfangstreites 1664 wurde die Feste vom Herzog von Lothringen besetzt, vom Kurfürsten Karl Ludwig belagert und eingenommen und nun als alleiniger kurpfälzischer Besitz dem Oberamt Lautern zugeteilt. Der Orleanssche Krieg besiegelte 1689 den Untergang der durch die Ereignisse von 1664 schon beschädigten Burg, und der Zerstörungswut der Franzosen entging auch dieses deutsche Schloß nicht; das Ritterhaus verzehrten die Flammen und die Festungswerke wurden gesprengt. Seitdem liegt die Burg Hohenecken in Trümmern.

Die Ruine erhebt sich auf einem steilen, auf der Bergkuppe etwa 10 m emporragenden Sandsteinfelsen. Erhalten sind noch ansehnliche Reste des Haupttores und des Torturmes der Unteren Burg, d. h. der tiefer liegenden Vorwerke mit großem, äußerem Burghof, dessen südöstliche Längsseite die Dienstgebäude einnahmen.

Den Raum der Unteren Burg schließt vorn auf der Angriffsseite ein Felsgrat ab, dem entlang sich außen ein als Burggraben unbenützter, natürlicher Felseinschnitt hinzieht. Den Zugang über den Graben zum Haupttor vermittelte eine Zugbrücke, von der noch die gemauerten Auflager im Felseinschnitt vorhanden sind. Dieses Tor und die Torwarten sind erst beim Umbau 1560 entstanden und demgemäß zeigen sie den Renaissancestil; die Jahrzahl 1560 ist neben dem Hohenecker Wappen im Schlußstein des Tores enthalten. Aus der dem Burgzwinger zugewendeten Seite des Felsgrates, dieses natürlichen Festungswalles hinter dem Graben, ist eine Felsenkammer herausgearbeitet, die als Unterkunftsraum für die Verteidiger und für die Wachen diente.

Hauptverteidigungswerk der eigentlichen Burg, des oben auf der Felsplatte errichteten Palas, war die noch heute größtenteils erhaltene Schildmauer mit dem fünfseitigen Bergfried, der mitten in die Mauer selbst hineingebaut ist, ohne aber ihre Flucht nach außen zu durchbrechen, und sie in der Höhe noch um 9 m überragt. Die Schildmauer, 25 m lang, 11,5 m hoch und 2,8 m dick, besteht aus Sandsteinmauerwerk und ist beiderseits mit Bossenquadern verkleidet. Gleiche Bauweise zeigt der Bergfried, dessen Bastionsseite, d. h. der ausspringende spitze Winkel des Fünfecks, gegen die Angriffsseite gerichtet und da noch am besten erhalten ist; die gegen den Burghof zu gelegenen Seiten fielen 1689 der Sprengung zum Opfer, und große Klötze der Turmmauern liegen noch jetzt dank dem eisenharten Mörtel unzertrennt im Burghof umher.

Das Ritterhaus nahm den südwestlichen Teil der Oberen Burg ein; es war ein romanischer Bau, dessen große Ausdehnung man aus den stehen gebliebenen Mauern zu erkennen vermag. Die meisten Fensteröffnungen zeigen schöne romanische Formen gemäß der Erbauung um die Mitte des 12. Jahrhunderts; ferner sind gotische Formen

erkennbar und einige Mauern und Wände mögen auch vom Umbau 1560 herrühren. Die ganze Burganlage war von einer Ringmauer umschlossen, von der nur noch im Südosten und Nordwesten einige Trümmer stehen. Wie der anstoßende Wald ist die Ruine Eigentum des bayerischen Staates, der sich ihre bauliche Erhaltung angelegen sein läßt.

Burg Wilenstein.

Kaiser Friedrich I. ließ hier auf der waldigen Höhe des Moosalbtales zum Schutz des Reichswaldes die Burg Wilenstein erbauen und gab sie einem Rittergeschlechte zu Lehen, das sich nach ihr benannte. Die Besitzungen der Wilensteiner gingen nach Erlöschen des Mannsstammes durch Heirat an das Geschlecht Flörsheim über. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erlangte das Haus Falkenstein einen Anteil an der Burg, der aber, wie es scheint, ein leiningisches Lehen war.

Nun bauten Falkenstein und Flörsheim den Wilenstein so aus, daß zwei getrennte Ritterhäuser, jedes mit einer eigenen Schildmauer, geschaffen wurden und daß die Grenzen der beiden Gebiete innerhalb der Burganlage genau gezogen waren. Der Flörsheimer Anteil blieb bis ins 17. Jahrhundert bei der Familie und ging dann an das Geschlecht von Botzheim über; die Lehenshoheit über den Falkensteiner Anteil kam aus der Erbschaft des Landgrafen Hesso von Leiningen an den Grafen Reinhard von Westerburg, der 1481 nach Beilegung des Leininger Erbstreites die Oberhoheit über die Falkensteiner Burg an den Kurfürsten der Pfalz abtrat. Im Dreißigjährigen Krieg kam die Burg sehr herunter, und darnach warf das Lehen keinen Ertrag mehr ab, weshalb 1664 Graf Wilhelm Wirich von Falkenstein darauf verzichtete. Das Lehen wurde eingezogen und die Burg blieb unbewohnt, bis sie Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz 1716 an seinen Oberjägermeister Freiherrn von Haacke zu Erblehen gab. Dieser kaufte dann 1719 den Flörsheimer Anteil von dem preußischen Obersten Kasimir von Botzheim dazu. Bei den Nachkommen des Freiherrn von Haacke, von denen einer 1766 das Trippstadter Schloß, worin gegenwärtig das Forstamt und die Waldbauschule untergebracht sind, errichten ließ, blieb die gesamte Burg bis zur Besitznahme des Landes durch die französische Republik. Von da an war Burg Wilenstein dem Verfall überlassen.

Das Falkensteiner Ritterhaus lag im Nordosten, das Flörsheimer im Südwesten der von einer gemeinsamen Ringmauer umfaßten Burganlage. Die Falkensteiner Schildmauer hat links ein Eingangstor, rechts oben ein Doppelfenster, beide von gotischen Formen; fast die ganze Reihe von Kragsteinen, die oben auf der Mauer den (hölzernen) Wehrgang trug, ist noch erhalten. Vom Falkensteiner Ritterhaus steht namentlich ein großes Stück der nördlichen Außenmauer mit noch acht Fensteröffnungen und einer Pforte. Die Flörsheimer Schildmauer nimmt etwa die Mitte des Burgfelsens ein und fällt durch ihre

an die ausspringenden Winkel von Bastionen erinnernde Bauweise auf; vom Flörsheimer Ritterhaus ist die nach dem Zwinger gerichtete Nordwest-Mauer am besten erhalten.

Johanniskreuz.

Urkundlich kommt der Name Johanniskreuz zuerst 1551 vor, und zwar in einer Verfügung des Grafen Johann von Dhaun und Falkenstein, worin dieser das Setzen von Grenzsteinen bei Johanniskreuz zur Scheidung seiner eigenen Waldungen von jenen der Frankenweide anordnete. Ein steinernes Kreuz, worauf die Wappen der Gebietsherren eingemeißelt waren, scheint von jeher das Wahrzeichen der Örtlichkeit gewesen zu sein. Das alte Kreuz ist noch jetzt vorhanden.

Das große weite Waldgebiet um die Halde von Johanniskreuz gehörte mit seinen Bergen und Tälern zur sogen. Frankenweide, einem Landstrich, der vom Queichtal bei Annweiler bis nördlich an das Frankensteiner Tal, östlich vom Speierbach bis westlich an Hochspeier reicht. Diese Forsten bildeten einst den Tummelplatz der Fürsten und Ritter von weit und breit; mit ihren Meuten zogen sie heran um hier dem edlen Weidwerk zu obliegen. Das bekannte Jagdlied vom Jäger aus Kurpfalz wurzelt in diesen herrlichen Jagdgründen.

Am 13. Juli 1794 kämpften hier Preußen unter den Generalen von Thadden und von Kleist mit Mißerfolg gegen die Truppen der französischen Republik. Ferner hatten nahe bei Johanniskreuz, bei Appenthal und Elmstein, am 13. Dezember 1795 die Österreicher unter General Hotze Gefechte mit den Republikanern, die vom General Reneauld geführt waren. Dabei wurden die Franzosen geschlagen und unter Verlust einer großen Zahl Gefangener über Iggelbach bis Leimen zurückgeworfen.

Die Abteikirche von Otterberg.

Die Gründung der Abtei erfolgte im Jahre 1144, indem das Kloster in der den Cistercienser geschenkten Burg Otterburg, die jetzt bis auf einige Reste der Umfassungsmauern verschwunden ist, eingerichtet wurde; der Bau der großen Abteikirche nahm jedoch erst 1185 seinen Anfang. Im Jahre 1560 wurde das Kloster durch die Kurpfalz eingezogen und die Kirche den Protestanten übergeben, die sie bis 1693 behielten; von da bis 1707 war die Kirche wieder dem katholischen Kultus geweiht, wonach sie zwischen beiden Kirchengemeinden geteilt und infolgedessen durch eine Zwischenmauer in zwei Räume geschieden wurde.

Die Kirche ist eine spätromanische dreischiffige Pfeilerbasilika, die an Stelle der Chor-Apsis einen vieleckigen Ausbau mit giebelförmigem Abschluß hat. Die Kirche ist wie alle Cistercienserkirchen turmlos. Der hölzerne Dachreiter, der ursprünglich über der Vierung angebracht war

und von Merian noch im 17. Jahrhundert aufgenommen wurde, ist im 18. Jahrhundert durch Blitz zerstört worden. Querschiff, Chor und alle Tür- und Fensteröffnungen des Langschiffes haben romanische Formen, vor allem den Rundbogen; die große Fensterrose über dem Hauptportal im Westen, die von einem Schachbrettfries umrahmt ist, zeigt eine Vermischung von romanischen mit gotischen Formen, während die Gewölbgurten im Innern, die durch 20 Pfeiler getragen werden, durchwegs mit gotischen Spitzbogen ausgeführt sind. Rings um das Haus läuft unter dem Dachgesims ein schönes Rundbogenfries hin.

Am Hauptportal befand sich, wie deutliche Spuren beweisen, in alter Zeit eine Vorhalle; in der Bogenfüllung des Portals stehen die Worte: Memento Cunradi, die aber schwerlich auf Kaiser Konrad III., den Salier (1137—52), dagegen eher auf jenen Abt des Klosters Bezug haben, der den Kirchenbau begann und demnach Konrad geheißen hätte. Die Länge der Kirche beträgt im Lichten 74,5 m, die Gesamtbreite des Langhauses (innen 22,5 m, die Höhe der Gewölbescheitel heute, nachdem der Boden wegen Feuchtigkeit des Untergrundes auf 2 m Höhe aufgefüllt worden ist, immerhin noch 20,5 m. Im Langhaus, dem protestantischen Teil der Kirche, wurde 1902 die alte Tünche entfernt, wodurch der schöne weiße Baustein wieder frei zu Tag getreten ist. In der Kirche sind Grabmäler von Rhein- und Wildgrafen, von Grafen von Falkenstein und mehreren Otterberger Äbten vorhanden. Das Portal ist leider durch zwei an die Kirche angebaute Häuser etwas verdeckt.

Schloß Reipoltskirchen.

Diese Tiefburg war ein Besitz der Herren von Hohenfels-Reipoltskirchen (Ryppelskirchen), deren Stammburg Hohenfels am Donnersberg (1351) zerstört wurde und vertragsmäßig nicht wieder aufgebaut werden durfte. Das Geschlecht bezog darum Burg Reipoltskirchen zum dauernden Aufenthalt, bis 1602 die Mannslinie erlosch. So kam das Schloß durch Vererbung an die Grafen von Dhaun, dann an die Ritter von Löwenhaupt, von Manderscheidt, und zuletzt an den Grafen von Killesheim. Das Schloß, das sich bis zur französischen Revolution erhalten hatte, wurde vermutlich in den darnach ausgebrochenen Kriegszeiten niedergebrannt.

Die Ruine zeichnet sich durch einen sehr bemerkenswerten viereckigen Bergfried von etwa 18 m Höhe aus; besonders erfreulich wirkt an diesem alten Bauwerk das schöne Rundbogenfries, über dem sich einst der Zinnenkranz des Turmes erhob. In der Mitte des Frieses ist auf jeder Seite der Raum für eine Pechnase ausgespart, von denen nur noch die Konsolen vorhanden sind. Außer dem Bergfried stehen noch andere Bauteile der Burg, so beträchtliche Stücke der Umfassungsmauer, worin auf der Südseite ein Torbogen der Renaissancezeit eingebaut ist; ferner die zum Schloß gehörige Zehentscheuer.

Die Burgen Alt- und Neuwolfstein.

Burg Alt-Wolfstein wurde als Reichsfeste erbaut zum Schutz des Königslandes, das sich von Kaiserslautern bis hierher erstreckte; sie beherrschte zugleich an der engsten Stelle des Tales die Straße, die von Kaiserslautern in den Nahegau führt. Im 15. Jahrhundert machte sich die Burg, die längst nicht mehr dem Reich gehörte, durch Räubereien ihrer Lehensträger, einer Gemeinschaft von Ganerben, berüchtigt. Nachdem in der bayerischen Erbschaftsfehde 1504 Herzog Alexander von Zweibrücken das Schloß genommen hatte, wurde es vom Kurfürsten Philipp von der Pfalz zurückerobert und darnach niedergebrannt; seit jener Zeit liegt diese Burg, die eine der ältesten Anlagen aus der Feudalzeit in der Pfalz ist, als Ruine da.

Unter Kaiser Rudolf I. (1273—91) wurde das Städtchen Wolfstein gegründet, zugleich in noch größerer Nähe der Stadt eine neue Reichsfeste, die Burg Neu-Wolfstein, erbaut und in deren Verteidigungswerke, in die turmbesetzte Ringmauer, die Stadt mit aufgenommen. Die Burg bestand aus einem festen Rittergebäude, umgeben von Zwingern. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie zwar stark beschädigt, später aber wieder einigermaßen instand gesetzt. Bis 1713, dem letzten Jahre des Spanischen Erbfolgekrieges, hatte die Burg eine pfälzische Besatzung; die Beschießung und Einnahme des Schlosses durch ein Streifkorps der Armee des Marschalls Villars machte dem ein Ende und brachte von neuem Zerstörung. Seitdem blieb die Burg ihrem Verfall überlassen.

Lauterecken.

An dem wichtigen, straßenbeherrschenden Punkte, wo sich die Lauter mit dem Glan vereinigt, also an der Stelle, wo heute Lauterecken liegt, war schon im frühen Mittelalter eine Burg erbaut worden, die als ein Zubehör des unweit davon im Glantal gelegenen St. Medardushofes, des jetzigen Dorfes Medard, bezeichnet wird. Dieser Hof war ein Lehen des Bistums Virien (Verdun) und als solches im Besitz der Grafen von Veldenz. Um die Burg Lauterecken entstand allmählich eine größere Ansiedelung, so daß 1387 bei der zwischen den Brüdern Graf Heinrich III. und Graf Friedrich II. von Veldenz vorgenommenen Teilung unter den dem Grafen Heinrich zufallenden Besitzungen schon aufgeführt ist: „Lauterecken, die Burg, Stadt und Leute", während in der Veldenzer Erbordnung vom Jahre 1343 Lauterecken noch als Burg und Dorf bezeichnet worden war.

Die Erbtochter Anna des letzten Grafen Friedrich III. von Veldenz heiratete 1409 den Pfalzgrafen Stephan, dritten Sohn des Deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz, und dadurch wurden die bedeutenden Landbesitze der Veldenzer auf das Haus Wittelsbach übertragen. Die Pfalzgrafen führten fortan den blauen Veldenzer Löwen

im Wappen und nannten sich im Untertitel Grafen von Veldenz. Nachdem 1532 Herzog Ludwig II. von Zweibrücken und Veldenz gestorben war, führte dessen Bruder Ruprecht die Regierung als Vormund von Ludwigs minderjährigem Sohn Wolfgang und erwarb sich währenddem einige Bestandteile des Veldenzer Erbes, dabei Lauterecken, als eigenen Besitz. Sein Mündel Wolfgang bestätigte ihm bei Erlangung der Volljährigkeit 1543 im Marburger Vertrag diese Abtrennung Veldenzer Lande, so daß nach dem Tode Ruprechts dessen minderjährigem Sohne Georg Johann dieser Besitz unter der nun eintretenden Vormundschaft Wolfgangs von Zweibrücken voll gewahrt blieb und sich auch auf seine Nachfolger vererbte.

Der letzte Herrscher dieser neuen pfalz-veldenzischen Dynastie zu Lauterecken, Leopold Ludwig, starb 1694, wonach Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz das Fürstentum in Besitz nahm. Dies wurde ihm aber durch die Pfalz-Zweibrücken-Kleeburger Linie, nämlich durch König Karl XI. von Schweden und nachher durch dessen Sohn Karl XII. streitig gemacht, und ebenso nach Karls XII. im Jahre 1718 erfolgten Tode durch Herzog Gustav Samuel von Zweibrücken, so daß infolge dieser Zwistigkeiten Lauterecken und Veldenz vom Kaiser unter Sequester genommen wurde. Nach dem Tode Gustav Samuels 1731, des letzten Herzogs der Kleeburger Linie, nahm der Streit zwischen Kurpfalz und dem neuen Herzog von Zweibrücken, Christian III. von Pfalz-Birkenfeld, noch immer seinen Fortgang, bis 1733 durch einen Vergleich Kurpfalz endgültig die Ämter Lauterecken und Veldenz erhielt, wogegen sie auf die übrigen Besitzungen der Herrschaft Pfalz-Veldenz verzichtete und diese dem Herzog von Zweibrücken überließ.

Lauterecken war Residenz von Begründung des pfalz-veldenzischen Fürstentums angefangen bis zum Tode des letzten Herrschers Leopold Ludwig, und die Fürsten besaßen in der Stadt an Stelle der alten Burg ein Schloß. Im Turm des fürstlichen Schlosses, der nebst einem Teile der Ringmauer noch heute erhalten ist, hatte Leopold Ludwig seinen einzigen Sohn und Erben, Gustav Philipp, wegen seines in Straßburg vollzogenen Übertritts zum katholischen Bekenntnis, angeblich auch wegen Aufruhrs gefangen gesetzt. Beim Versuch, die Wachen zu überwältigen und zu fliehen, wurde der Prinz in diesem nämlichen Turm 1679 durch einen Wachtmeister erschossen.

Am 7. Januar 1814 schlug General-Feldmarschall Blücher, nachdem er am 1. Januar bei Caub den Rhein überschritten hatte, auf dem Zuge nach Frankreich sein Hauptquartier in Lauterecken auf.

Die Kirche in Offenbach a. Glan.

In Offenbach bestand eine Benediktiner-Abtei mit einer sehr schönen Kirche des Übergangsstiles, erbaut im 12. Jahrhundert. Die schon lange zur Ruine gewordene Kirche wurde in Anlehnung an den alten ehrwürdigen

Bau in den Jahren von 1892—95 mit einem Kostenaufwand von 100 000 ℳ wieder ausgebaut, wozu auch Kaiser Wilhelm ansehnlich beigetragen hat. Die Kirche war ursprünglich eine dreischiffige Säulenbasilika mit achteckigem Vierungsturm und zwei Türmen an der Eingangsfassade. Am heutigen Bau ist nur noch alt: Das Querschiff samt dem Hauptchor und den zwei kleinen Seitenchören; alles übrige war, während das linke Rheinufer unter französischer Herrschaft stand, wegen beginnender Baufälligkeit den Bewohnern von Offenbach zur Abtragung überwiesen worden, und zwar hauptsächlich deshalb, damit man der Notwendigkeit überhoben war das Dach des Langschiffs zu erneuern. So wurde der prächtige Dom, der als eines der herrlichsten Baudenkmale des Übergangsstiles zu gelten hat, großenteils vernichtet. In den Anlagen rings um die nun evangelische Kirche sind einige Architekturstücke vom abgebrochenen Teil der alten Kirche aufgestellt.

Die Hirsauer Kapelle.

Die Kapelle von Hirsau, die wohl einer der ältesten Kirchenbauten der Pfalz ist, besaß einst den Rang einer sogen. Stuhlkirche, d. h. sie war der Mittelpunkt eines Erzpriester- oder Dechantensprengels, und zwar der Erzdiözese Mainz. Sie war die Kirche des Eßweiler Tales, das sich der Steinalb entlang von Hundheim an 10 km weit über das Dorf Eßweiler bis Rothselberg hinaufzieht.

Hirsau war die Pfarrei, deren Seelsorger als Vorstand des Sprengels (Erz-Diakonates) schon vom 11. Jahrhundert an den Titel Erzpriester führte, jedoch unter dem jeweiligen Gewalthaber des Klosters Offenbach stand und diesem den dritten Teil aller Zehenten des Eßweiler Tals auszuliefern hatte. Ein Dorf Hirsau besteht nicht und hat wohl auch niemals bestanden. In nächster Nähe des Kirchleins lagen nur eine Anzahl Höfe und das Pfarrgut.

Nachdem von 1379 an Kurpfalz die Schirmvogtei über das Kloster Offenbach ausgeübt hatte, übertrug Kaiser Friedrich III. etwa 100 Jahre später dieses Recht an Herzog Ludwig I. von Zweibrücken, und somit war der jeweilige Herzog von Zweibrücken auch Schirmherr des Erzsprengels von Hirsau. Unter Ludwig II. wurde 1538 das Meßamt in der Kapelle eingestellt und der evangelische Gottesdienst aufgenommen. Die reformierte Pfarrei Hirsau ging 1623, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, für immer ein.

Das Kirchlein ist ein einschiffiger Bau mit dickem, viereckigem Turm, der sich über dem Chor erhebt und ein klangvolles Geläute trägt. Ursprünglich war es ein rein romanisches Bauwerk, jetzt zeigt es aber infolge späterer Umbauten auch gotische Formen; so hat das dreiteilige Fenster im Chor frühgotisches Maßwerk, andere Fenster und auch Türbogen zeigen spätgotischen Stil. Im Innern der Kirche hat sich beim Chor noch das Rundbogengewölbe erhalten; das Kirchenschiff hat eine flache Holzdecke. Trotz

Pfälzische Landesbibliothek SPEYER

dieser Uneinheitlichkeit ist der Eindruck, den man vom Innern der Kirche empfängt, überraschend schön.

Man darf annehmen, daß diese Kirche auf einer Stelle errichtet ist, wo früher ein römischer Bau, vielleicht ein Tempel stand; denn es sind außen an der südwestlichen Ecke des Kirchenschiffes mehrere römische Ornamentskulpturen eingemauert, so u. a. eine, die einem prächtigen Teppichmuster gleicht, und ferner an der südöstlichen Längswand ein römisches Relief mit figürlicher Darstellung; verschiedene andere Skulpturen aus der Römerzeit wurden in der Nähe der Kapelle im Boden gefunden.

Meisenheim und seine Schloßkirche.

Meisenheim, ursprünglich eine römische Niederlassung, war vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis 1793 im Besitz der Pfalzgrafen aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken, von 1793 bis 1814 französisch, dann vorübergehend preußisch, 1816 bis 1866 hessen-homburgisch, wonach es wie die übrigen Gebiete des Landgrafen von Hessen an Preußen kam.

Die Schloßkirche ist eine spätgotische, 1459—1510 durch Herzog Ludwig den Schwarzen von Zweibrücken erbaute evangelische Kirche, die durch den Architekten Schmitz von Köln stilgemäß erneuert wurde. Der erste Baumeister der Kirche soll Thomas Berenzer gewesen sein, der nämliche, der die Sebalduskirche in Nürnberg geschaffen hat. In der Kirche fällt vor allem in die Augen die prächtige, aus Eichenholz geschnitzte Kanzel aus der Zeit des Rokoko. Gelegentlich der Aufstellung dieser Kanzel wurden vier Steinreliefs von der alten Kanzel auf der Innenseite der westlichen Wand eingemauert und sind da noch vorhanden.

Zwei Grüfte bergen die Überreste von nicht weniger als 44 Angehörigen der Pfalzgrafen von Zweibrücken. Eine Anzahl Denkmäler der hier bestatteten fürstlichen Personen hat in der Grabkapelle der Kirche Aufstellung gefunden; es sind zumeist Arbeiten von tüchtigen Künstlern der Renaissancezeit und des Barocks. Das bedeutendste dieser Epitaphien ist das des Herzogs Wolfgang (1535—69) und seiner Gemahlin Anna, der Stammeltern des bayerischen Regentenhauses. Dieses großartige Steinbildwerk ist von dem berühmten Bildhauer Hans von Trarbach gefertigt; 1793 wurde es von den Sansculotten zum Teil verstümmelt, aber 1896 durch die Fürsorge des Prinzregenten von Bayern kunstvoll wiederhergestellt. Ebenfalls von Trarbachs Meisterhand rührt das Denkmal der Prinzessin Anna her, einer Tochter des Herzogs Wolfgang, und eine diesem ebenbürtige Arbeit ist das Grabdenkmal des Herzogs Karl I., Wolfgangs jüngsten Sohnes († 1600). Dieses Denkmal ist sehr gut erhalten und noch vollständig aus alter Zeit herrührend, während an den Figuren anderer Denkmäler wesentliche Ergänzungen stattgefunden haben. Der Stein, woraus das Denkmal Karls I. gefertigt wurde, ist sogen. Weiberntuff, d. h. ein bildsamer, feinkörniger Tuffstein aus dem Dorfe Weibern bei Andernach a. Rh. In einem Glaskasten sind in der Grabkapelle auch einige

Gewandreste und Schmuckstücke aus der Fürstengruft zu sehen. Diese überreste stammen aus Holzsärgen, die gelegentlich des Einbaues einer Heizungsanlage im Untergrund angetroffen und zerstört wurden.

Abtei Disibodenberg.

Gegen Ende des 7. Jahrhundert kam der hl. Disibod als Glaubensverkünder in die Gegend am Glan und erbaute sich am Fuße des Hügels, der vom Glantal aufsteigt, eine Klause. Die adeligen Grundbesitzer schenkten ihm und seinen Gefährten den ganzen Hügel zur Anlage eines Klosters, das nun hier als eines der frühesten in Deutschland erstand. Normannen und Hunnen verwüsteten die erste Anlage, doch Erzbischof Willigis von Mainz baute das Kloster 977 wieder auf und ließ die Gebeine des hl. Disibod in der neuen Kirche beisetzen, wonach er die Stiftung einer Gemeinschaft von Chorherren übergab. Zugleich errichtete er am Fuß des Disibodenbergs ein Frauenkloster, das von größtem Einfluß auf die Gesittung der Bewohner des ganzen Landes rings umher geworden ist, namentlich unter der gediegenen Äbtissin Jutta († 1136), das aber 1140 unter ihrer großen Nachfolgerin, der gelehrten Hildegard, nach Bingen verlegt wurde.

Um diese Zeit erbauten die Benediktiner, die seit 1095 den Disibodenberg an Stelle der Chorherren inne hatten, eine neue größere Abtei- und Wallfahrtskirche auf dem Berge und setzten die Gebeine des hl. Disibod darin bei. Die Benediktiner wurden 1529 durch Otterberger Cistercienser abgelöst, aber auch unter ihnen konnte die sehr heruntergekommene Abtei nicht mehr aufblühen; eine in der bayerisch-pfälzischen Erbfehde 1504 erfolgte gründliche Ausplünderung durch kurpfälzische Truppen hatte das Kloster zu schwer geschädigt. Schließlich übergab Abt Peter II. von Limbach 1559 den ganzen Disibodenberg an den protestantischen Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der das Kloster einzog.

Im Dreißigjährigen Krieg führte der spanische Truppenbefehlshaber die Benediktiner wieder hier ein, die sich dann bis ins 18. Jahrhundert zu halten vermochten; allerdings bestand die Abtei zuletzt nur dem Namen nach, denn ihre sämtlichen Gefälle waren von Wolfgang dem Gymnasium in Hornbach überwiesen worden, und es konnten sich daher kaum hie und da einige Mönche hier durchbringen. Vom Westfälischen Frieden an hatte übrigens der Herzog von Pfalz-Zweibrücken wieder die Schutzherrschaft der Abtei, 1768 ging jedoch der Disibodenberg an Kurpfalz über, und nun, nachdem die Herzoge von Zweibrücken nicht mehr ihre schützende Hand über die ehrwürdigen, wenn auch stark vom Verfall ergriffenen Gebäude hielten, gingen diese rasch unter. In der ganzen Umgegend wurden die Häuser mit Steinen vom Disibodenberg gebaut und namentlich die Pfeiler und Bögen der Staudernheimer Brücke bestehen aus den schönen Werksteinen der Klosterruine.

Nach 1793 erklärten die Franzosen den Disibodenberg als Nationaleigentum und versteigerten Grund und Boden samt den noch übrigen Ruinen stückweise an den Meistbietenden. In den 1840er Jahren brachte ein Mitbesitzer namens Wannemann, ein Nachkomme des Haupt-Ersteigerers, das Ganze an sich, ließ den Schutt aufräumen und durch Garteninspektor Metzger von Heidelberg die Anlagen auf der Bergfläche herstellen, die sich so schön entwickelt haben.

Die ausgedehnte, wohl erst von den Mönchen eingeebnete Hochfläche des Hügels ist durch die Klosterbauten allenthalben in Anspruch genommen gewesen; allerdings ragt davon nichts mehr hoch auf, als zwei Giebelmauern der Abtswohnung, die nördliche Giebelwand des Hospiziums (des Wohnhauses für Gäste und Laien), sowie einige Mauertrümmer des Kirchenschiffes. Immerhin sind außerdem vom Hauptbauwerk, von der großen, 1108 bis 1112 erbauten Abtei- und Wallfahrtskirche, der Sockel sowie die Pfeiler im Kircheninnern noch 1 m hoch erhalten, so daß man sich, da der Schutt beseitigt ist, eine Vorstellung vom Aussehen des einstigen Baues machen kann.

Die Kirche war eine romanische dreischiffige Säulenbasilika mit Querschiff, Chorapsis im Osten und zwei Absiden an den Ostseiten der Querschiff-Flügel. Im Nordost-Genick des Querschiffs und des Chors hatte man die Sakristei eingebaut, wie Mauerreste und hier aufgefundene Gewölbe-Schlußsteine ausweisen. Seitlich am Westportal der Kirche befinden sich die Grundmauern eines vom Kirchenbau gesonderten Glockenturmes. Auf der Nordseite der Kirche erstreckte sich ein gotischer Kreuzgang mit einem Ziehbrunnen in der Mitte, und östlich vom Kreuzgang stand eine gotische Kapelle.

Von einer romanischen Kapelle, der sogen. Laienkapelle, trifft man die Mauerreste außerhalb der Umfassung im Südwesten der Bergfläche, und auf der entgegengesetzten Stelle im Nordosten besteht noch das Kellergeschoß samt einigen darauf ruhenden Mauerschichten und zwei Giebeln der Prälatur, des Hauptwohngebäudes der Abtei. Im Südosten, auf dem einstmaligen Klosterfriedhof, stand eine dritte Kapelle, die einer der ältesten Bauten der Abtei gewesen sein dürfte. Es war, wie die vorhandenen Sockel erkennen lassen, ein zweischiffiges, romanisches Kirchlein, dessen zuerst allein erbautes Hauptschiff eine Zeitlang die Gebeine des hl. Disibod bewahrt haben mag.

Von Nebenbauten des Klosters, wie Kapitelsaal, Refektorium, Bibliothek, Küche, Schmiede, Ökonomiegebäuden und Stallungen, ferner vom Brunnen und der Zisterne sind auf der weiten Ebene des Klosterberges da und dort noch Grundmauern, Kellergewölbe oder sonstige Überbleibsel ihres Mauerwerks anzutreffen, ebenso vom Torbau samt seinen zwei Flankierungstürmen im Süden und von der Umfassungsmauer, die in ältester Zeit den ganzen, mit Bauten besetzten Klosterbezirk nach außen verteidigte.

Links vom Haupteingang in den Klosterhof befindet sich ein Kellerraum, der mit einem Tonnengewölbe überdeckt und durch ein romanisches Doppelfenster erhellt ist. In diesem Raum sind die im Schutt aufgefundenen einzelnen Architekturteile zusammengetragen, wie Gewölbeschlußsteine, Bruchstücke von Säulen, auch Grabplatten, Fußbodenfliesen, Ofenkacheln usw., so daß man damit gewissermaßen das Klostermuseum vor sich hat. Einige Grabplatten mit den Gestalten hier beigesetzter Äbte und mit Inschriften liegen noch auf einigen uneröffneten Gräbern in der Hauptkirche. Diese Grabplatten sind jedoch zu ihrem Schutze mit einer niederen Erdschicht überdeckt.

Die Abteikirche von Enkenbach.

Die katholische Kirche von Enkenbach ist die ehemalige Klosterkirche einer Prämonstratenser Abtei; ihre Erbauung fällt in die Mitte des 13. Jahrhundert, in die Zeit des Übergangs vom romanischen zum gotischen Stil. Das aus der Vorhalle ins Mittelschiff führende romanische Portal ist ein besonders erfreuliches Architekturstück: Löwen und Basilisken ruhen auf den Säulen, und im Tympanon sieht man in der Mitte das Lamm Gottes, rechts Tauben (die Gläubigen), links unreine Tiere, wie Hund, Schwein, Hase und Eichhörnchen (die Ungläubigen); um diese ganze Darstellung schlingt sich künstlerisch ausgeführtes Rankenwerk von Weinlaub. Außer durch die schönen Steinskulpturen zeichnet sich die Kirche durch ihre prächtige Wölbung aus. Über dem südlichen Kreuzgang des Seitenschiffes ist eine oratorienartige Kapelle eingebaut. Die frühere, über 1 m hohe Auffüllung des Kirchenbodens ist nun wieder entfernt worden, so daß seit 1904 die Sockel der Säulen und Pfeiler, sowie die alten Steinfliesen wieder sichtbar sind. Auch sonst wurde das Innere der Kirche verständnisvoll erneuert, indem Gewölbe, Wände und Säulen von einem alten schmutzigen Anstrich befreit wurden, wonach der reine Baustein wieder zu Tage trat. Das aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammende stilwidrige Chor und das südliche Querschiff wurden 1903/04 durch stilgemäße Neubauten ersetzt.

Burg Lewenstein.

Burg Lewenstein war die Stammburg des gleichnamigen Rittergeschlechts, das zu den mächtigen Grafen von Sponheim im Vasallenverhältnis stand. Die Burg, die im frühen Mittelalter erbaut ist, wurde im Dreißigjährigen Krieg vollständig zerstört und liegt seitdem in Trümmern. Vom einstigen ausgedehnten Burgbau stehen nur noch ein etwa 4 m hoher Mauerklotz eines starken Bergfrieds und zwei im rechten Winkel aneinanderstoßende Außenmauern des Ritterhauses, eine Giebel- und eine Längswand. Die abgetreppte Giebelmauer zeigt noch die Hälfte einer Pechnase, die Längswand oben einen Zinnenabschluß und nach außen eine Anzahl schießschartenähnlicher Fensteröffnungen.

Burg Landsberg.

Die im 12. Jahrhundert erbaute Burg Landsberg war ein wormsisches Lehen der Grafen von Veldenz, nach deren Aussterben gegen Mitte des 15. Jahrhunderts sie an die Pfalzgrafen von Zweibrücken überging. Im Besitz dieser wurde die Burg zu einem großartigen starken Schloß ausgebaut und von ihnen bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts zeitweise bewohnt. Im Dreißigjährigen Krieg hatte die Burg zwar sehr gelitten, aber nach dem Westfälischen Frieden wurde sie wieder hergestellt. Die gründliche Zerstörung des mächtigen Bauwerks unternahmen 1693 im Orleansschen Krieg die Franzosen unter Marschall Bouflers.

Die gegen Osten gerichtete Angriffsseite der Burg war durch eine dicke Schildmauer verteidigt, von der noch ein großes Stück — leider ohne die Verkleidungsquader — erhalten ist. In der Mitte der Burganlage, auf hohem Felsgrund, steht der viereckige Bergfried, der noch als Ruine einen stattlichen Eindruck macht. Auf dem Burgweg gelangt man über den zum Teil ausgefüllten Graben zuerst durch das untere Tor, das der frühere Besitzer des Schloßberges erneuern ließ. An der Südseite hin führt der Burgweg durch eine zweite Toröffnung, macht dann eine halbkreisförmige Wendung und geht schließlich unter dem Torbau der oberen Burg, der ebenfalls mit neuem Mauerwerk ausgebessert ist, hindurch. Vom Palas, der sich hinter der Schildmauer erhob, sind nur die Kellerräume vorhanden; von den übrigen Burganlagen noch Reste der Ringmauern, des Brunnenturmes sowie eines dicken, runden Batterieturmes, der erst im 16. Jahrhundert erbaut wurde. Dieser erhob sich außen unterhalb der Schildmauer an der Umfassung des östlichen Zwingers.

Im Westen der Oberen Burg trifft man die Grundmauern eines Flankierungsturmes der inneren Umfassung, an der Südseite die Reste eines viereckigen Verließturmes, ferner da und dort innerhalb der Gesamtanlage die spärlichen Überreste einer Kapelle, eines Ausfalltores, einiger Nebengebäude und eines Ziergartens, zu dem eine noch erhaltene Steintreppe hinaufführte. Am Aufgang der Treppe, welche Renaissanceformen zeigt, ist eine Tafel mit der Jahrzahl 1655 eingemauert, ebenso der Kopf einer Figur, die nebst mehreren anderen der gleichen Art einst als Standbild den Treppenaufgang schmückte.

Die Altenbaumburg.

Die Altenbaumburg war Stammschloß der Rau- und Wildgrafen und wird als solche zuerst im 12. Jahrhundert genannt. Später wechselte sie oft ihren Herrn und wurde sogar zum Gemeinschaftsbesitz verschiedener Ritter, sogenannter Ganerben; von 1376—1420 war sie kurpfälzisch. Schon im 16. Jahrhundert begann die Burg zu zerfallen, so daß Schweickard von Sickingen, der Vater Franz von Sickingens, mit Steinen von der Altenbaumburg ver-

schiedene Neubauten in der nur 4 km entfernten Ebernburg errichten konnte. Im Dreißigjährigen Krieg, währenddem die Spanier die Burg besetzten, wurde sie weiterem Verfall überliefert, und den letzten Stoß gaben ihr 1689 die Franzosen.

Die Anlage besteht aus der höherliegenden dreifachen Hauptburg und einer tieferen Vorburg, genannt Treuenfels oder Bernhardsschlößchen, deren zum Teil noch 8 m hohe Umfassungsmauern nebst einem zerfallenen Turm das Wesen dieser einstigen Befestigungsanlage gut erkennen lassen.

Die Hauptburg, heute nicht viel mehr als eine Trümmerstätte, scheidet sich nach verschiedenen Bauzeiten in drei Burgen, von denen die älteste dem Anfang des 12. Jahrhunderts entstammt. Man bemerkt an der östlichen Oberen Burg die Grundmauerschichten eines Bergfriedes, ferner die Schildmauer, die sich einem Graben entlang erstreckt und mit einem viereckigen, noch jetzt 28 m hohen Flankierungsturm ausgestattet war. Die Mittlere Burg scheint aus nichts anderem als dem Torbau, einer starken Umfassungsmauer mit einem Flankierungsturm bestanden zu haben; sie umschloß den geräumigen Burghof und einen Zwinger. Die dritte Burg, die am westlichen Rand der Bergplatte errichtet war, stand mit der Mittleren Burg durch eine von Flankierungstürmen bewehrte Mauer in Verbindung. In diesem westlichen Befestigungswerk erhob sich das Ritterhaus. Jetzt ist innen an die nordwestliche Hauptumfassung die Burgwirtschaft angebaut. Die dicke Schildmauer, an die sich innen das neue Wohnhaus lehnt und die zugleich dessen Außenmauer nach Nordwesten bildet, hatte zwei Schießscharten, die jetzt zu Fensteröffnungen des Wirtszimmers erweitert sind, sowie einen vorspringenden Erker.

Südöstlich vom Wirtschaftsgebäude befindet sich ein ehemals überwölbter Bau, den man durch einen zerfallenen Torbogen betritt; er soll das Chor der Burgkapelle gewesen sein. An der Giebelmauer, die das Chor abschließt, zeigt sich eine besondere Merkwürdigkeit: In die dicke Mauer sind Schallgefäße von gebranntem Ton eingesetzt, die nach innen offen sind, während der Boden der Gefäße außen in der Flucht des Mauerwerks liegt. Mit dieser Vorrichtung, wodurch an den Stellen, wo die Gefäße eingefügt waren, eine Verdünnung der Mauer erzielt wurde, verfolgte man akustische Zwecke; wahrscheinlich wurde damit der Wiederhall der Stimmen im Innern des Raumes abgeschwächt, indem die Schallwellen durch den dünnen Boden der Schallgefäße einen Ausgang fanden. Im offenen Raum des Chores der Kapelle sind einige im Schutt ausgegrabene Architekturteile, wie Säulenschäfte, Kapitelle, Konsolen usw. aufbewahrt.

Die Ebernburg.

Die Ebernburg ist wahrscheinlich zur Talsperre erbaut; als Besitzer der Burg werden zuerst die Grafen von Leiningen erwähnt, dann — seit 1237 — die Grafen von

Veldenz, später die Raugrafen von Altenbaumburg, die Grafen von Sponheim und andere Geschlechter, bis sie 1448 an Schweickard von Sickingen, den Vater Franz von Sickingens, kam. Franz wurde 1481 auf der Ebernburg geboren und verlebte da auch seine Jugendzeit; die Burg blieb sein Lieblingssitz. Ulrich von Hutten, Bucer, Schwebel, Aquila, Ocolampadius verweilten längere Zeit bei ihrem Freunde Franz von Sickingen auf der Ebernburg, die von diesem selbst als „die Herberg der Gerechtigkeit" bezeichnet worden war und wo schon damals eine Buchdruckerpresse arbeitete, so daß Ulrich von Hutten von der Ebernburg aus die ersten Volksschriften in deutscher Sprache in die Welt hinausschicken konnte. Nachdem Franz von Sickingen 1523 in seiner Burg Nanstein bei Landstuhl einer bei der Belagerung erhaltenen Verwundung erlegen war, fiel auch die Ebernburg in die Hände seiner Gegner und ward zerstört. Später wurde den Söhnen Franz von Sickingens die Ebernburg und andere Besitzungen ihres Vaters wieder überlassen, und diese Söhne bauten dann die Burg neu auf. Zur Zeit des sog. Reunionskrieges 1680 wurde die Burg von den Franzosen genommen, die französische Besatzung sodann während des Orleansschen Krieges 1692 darin von Kaiserlichen vergeblich belagert. Dagegen führte eine vom Herzog Karl Alexander von Württemberg 1697 geleitete Belagerung zur Übergabe. Gemäß den Bestimmungen des Ryswyker Friedens wurde die Burg im Jahre 1698 geschleift.

Karl Ferdinand von Sickingen baute im 18. Jahrhundert am Abhang des Berges neben dem Dorfe ein Schloß, von dem noch einige Trümmer vorhanden sind; dieses Schloß war 1794 von den Franzosen in Brand gesetzt worden, vielleicht damit sie bei ihrem nächtlichen Rückzug über die Nahe besser sehen könnten.

Die Herrschaft Ebernburg ging an Kurpfalz über, kam mit dem linken Rheinufer unter französische Gewalt und dann an Bayern. Die Burgruine wurde während der französischen Zeit meistbietend für geringen Betrag versteigert, ging durch mehrere Hände und kam 1838 in die des damaligen Bürgermeisters Günther von Bingert, der die Ebernburg ausbauen ließ. Von der einstigen Pracht ist freilich wenig mehr übrig und die Neubauten geben nicht im entferntesten einen Begriff vom Aussehen der alten Burg.

Von der ersten Burgerbauung her ist noch am besten die dicke Schildmauer an der Angriffsseite im Westen erhalten mit einem Unterkunftsraum für die Wachmannschaft im Innern des Mauerwerks. Von diesem Raum aus konnte der Toreingang der Burg bestrichen werden. Eine Ringmauer umschloß die ganze Anlage, ist aber vielfach zerfallen. Dem Alsenztal zugewendet, schmiegte sich an die Mauer ein starker, runder Batterieturm, von dem aber auch nur Trümmer übrig sind. Wie architektonisch schön einzelne Bauten der Burg ausgeführt waren, läßt sich aus den Gewölberippen der Burgkapelle wie aus einzelnen im Schutt aufgefundenen Steinskulpturen erkennen.

über den Burggraben legt sich jetzt eine steinerne Brücke; rechts vom Graben, der übrigens durch Auffüllung an Tiefe verloren hat, führen 164 noch aus alter Zeit stammende Stufen hinab in die Talschlucht. Vom Ritterhaus ist alles verschwunden; das vorhandene Wohngebäude, die Burgwirtschaft, ist ein Neubau. Den Saal darin schmücken die Bildnisse von Franz von Sickingen und seiner Gattin Hedwig von Flörsheim, ferner Ulrichs von Hutten und anderer Zeitgenossen Franz von Sickingens. Eine Anzahl der von der Burg herrührenden Steinskulpturen, namentlich Wappen, sind in der Wirtschaft eingemauert. Aus dem Schutt der Kapelle stammt das jetzt im Freien aufgestellte, vollrunde Hüftbild eines Ritters in Helm und Harnisch, der ein Buch in der Hand hält, eine Steinskulptur der Renaissancezeit. Auf einem Stein beim Eingang links liest man den Wahlspruch Franz von Sickingens: Doch beger ich niemands Vbles zv thon, Zvr Noth wird mir der Herr beistan. Eine Merkwürdigkeit der Burg ist der Brunnen im Burghof, der — 100 m tief — bis auf das Grundwasser des Nahetals hinabgeht.

Burg Montfort.

Die Burg war ursprünglich eine Festung der Grafen von Veldenz, gewissermaßen ein Vorwerk zum Schutz der veldenzischen Hauptburg Moschel-Landsberg. Von den Veldenzern erhielt sie Graf Montfort zu Lehen; doch wurde sie im Verlauf des 14. Jahrhunderts eine Ganerbenburg von einer ganz ungewöhnlichen Zahl von Miteigentümern, und als solche galt sie für ein Raubnest erster Ordnung. Im Anfang des 15. Jahrhunderts wurde das Geschlecht Boos von Waldeck Haupteigentümer der Burg, trieb aber das Raubrittergewerbe ebenso wie seine Vorgänger. Dies bewirkte 1456 einen gemeinschaftlichen Zug von Kurpfalz und Kurmainz gegen die feste Burg; sie wurde belagert und genommen, auch sogleich geschleift und seitdem nicht wieder aufgebaut.

Die hohe mit Bossenquadern verkleidete Schildmauer, die von Nord nach Süd gerichtet ist, und ein anschließender runder Flankierungsturm sind neben Teilen der Ringmauer und von zwei Torbauten die hauptsächlichsten Überbleibsel der Verteidigungswerke. Die Ringmauer hatte im Süden drei halbrunde, aus der Mauer vorspringende und sie überragende Flankierungstürme. Eine Bresche in der nördlichen Ringmauerseite bildet heute den Eingang zur Burganlage; durch die Bresche betritt man den geräumigen inneren Zwinger. Auf der Ostseite der Burg zog sich einst entlang der Schildmauer der Burggraben hin, der aber heute zum Teil ausgefüllt und als Weg benützt ist. Bezeichnend für die Ganerbengemeinschaft der Burg sind die vielen getrennten Wohnhäuser, deren Anlage sich noch jetzt erkennen läßt. Zum Teil sind ihre Außenmauern dicht am Rand des steil abfallenden Felsens erbaut; einige davon zeigen romanische Fensteröffnungen. Im übrigen ist fast nichts von architektonischer Bedeutung erhalten.

Das Königskreuz von Göllheim.

Unter den Mauern von Göllheim, am sogen. Hasenbühl, wurde am 2. Juli 1298 zwischen dem Deutschen König Adolf von Nassau und dem Erzherzog Albrecht von Österreich, der bei der Kaiserwahl unterlegen war, die Entscheidungsschlacht ausgekämpft. Albrecht forderte den Kaiser mitten im Gange der Schlacht zum Zweikampf heraus. Adolf nahm den Kampf an und fiel von seines Gegners Hand, wonach Albrecht, als der mächtigste im Reich durch die Kurfürsten erwählt, die Deutsche Krone erlangte. Imagina, die Witwe Adolfs von Nassau, ließ noch im Todesjahre ihres Gemahls (1298) hier ein Sühnekreuz, das sogen. Königskreuz, errichten.

Das steinerne Bildwerk, ein ziemlich kunstlos ausgemeißelter Christus am Kreuz, ist innerhalb einer Art Kapelle oder Tempelchen aufgestellt. Zu Füßen des Gekreuzigten ist der nassauische Schild, über dem Haupte das Reichswappen angebracht. Die älteste Inschrift des Denkmals lautet: Adolphus a Nassaw Romanorum Rex interficitur ad Gelinheim.

Die Kapelle wurde 1836 auf Betreiben des Historischen Vereins des Rheinkreises, vor allem auch des damaligen Bischofs Geißel von Speier zum Schutz und zur Ehrung des geschichtlichen Denkmals errichtet, nachdem schon vorher durch Ankauf des Grund und Bodens das Denkmal vor drohender Niederreißung behütet worden war. Beides geschah mit Geldmitteln, die man allenthalben in Deutschland gesammelt hatte. Der Entwurf zu der im frühromanischen Stil gehaltenen Kapelle rührt von dem bekannten Architekten Baurat Voit in München her.

Gelegentlich der Überführung des Königskreuzes in die Kapelle wurde das Steinbildwerk einer Ausbesserung unterzogen, insbesondere mußten die Arme der Christusfigur, die 1793 von Soldaten der französischen Republik abgeschlagen worden waren, neu angefertigt und angesetzt werden. Auch schon im Jahre 1611 war eine teilweise Erneuerung des Bildwerkes nötig gewesen, wie eine der Inschrifttafeln im Innern der Kapelle verkündet. Die außen an der Kapelle angebrachten vier Wappen sind 1898 erneuert worden, und zwar das nassauische und der Reichsadler auf Kosten und im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm von Luxemburg.

Klosterruine Rosenthal.

Das Kloster ist schon im Jahre 1242 durch den Grafen Eberhard II. von Eberstein, den Burgherrn der nahen Burg Stauf, und dessen Gemahlin Adelheid (aus dem gräflichen Hause Sayn) gestiftet worden. Im Bauernaufstand 1525 wurde das Kloster ausgeplündert und stark beschädigt, blieb aber im ganzen als Bau erhalten. Die Äbtissin Elisabeth von Geispitzheim, die vierzehnte und letzte der Reihe, übergab 1572 das herabgekommene Kloster samt allen zugehörigen Gütern und Gefällen dem Grafen

Philipp III. von Nassau-Saarbrücken, dessen Nachfolger es bis zum Einbruch der französischen Republikaner (1793) besaßen, aber vollends verfallen ließen.

Albrecht von Österreich hatte vor der Schlacht am Hasenbühl (1298) sein Hauptquartier im Kloster. Adolf von Nassau, erwählter Deutscher König, fiel in dieser Schlacht von der Hand Albrechts, der mit ihm um den Thron des Reiches stritt. Seine Leiche wurde im Kloster Rosenthal bestattet. Imagina, die Gemahlin Adolfs von Nassau, soll sich darum in dieses Kloster zurückgezogen haben, bis nach 11 Jahren auf des Kaisers Heinrich VII. von Luxemburg Gebot die körperlichen Überreste Adolfs nach Speier überführt und in der Königsgruft des Domes beigesetzt werden konnten. Es geschah dies am nämlichen Tage (August 1309), an dem auch Albrecht von Österreich im Dom von Speier seine Ruhestätte fand.

Das Konventgebäude des Klosters dient heute als Stall, die anstoßende Konventskapelle als Futterschuppen. Von der zweischiffigen Konventshalle stehen nur noch die zwei mittleren Kreuzgewölbe mit je einer freitragenden Mittelsäule; jedoch ist der Boden des Stalles dermaßen erhöht, daß der untere Teil der Säulen mehr als dreiviertel ihrer Höhe im Boden steckt. Die Fenstergewände zeigen teils die Bearbeitung des gotischen Stils, teils auch von späteren Umbauten her die der Renaissance. Die sogen. Konventskapelle ist in der Mitte des Gebäudes nach Osten an der Rückseite des Konventsgebäudes angebaut. Es mag eine Brunnenkapelle gewesen sein, die sich an einen jetzt verschwundenen Kreuzgang anschloß.

Das hervorragendste Stück der Klosterruine ist die Kirche, die jedoch nicht so alt ist als das Konventshaus. Die ursprüngliche Kirche wurde in der Zeit des spätgotischen Stils vom Grunde aus umgebaut, so daß vom ersten Bau heute fast nichts mehr vorhanden ist als die schön profilierte Fassung der Eingangstüre zur unteren Kirche. Das Langschiff der späteren Kirche war in zwei Geschosse abgeteilt, das Chor jedoch, das leider vollständig verschwunden ist, war innen gegen beide Geschosse offen. Der eingewölbte untere Teil des einschiffigen Langhauses stellte die Kirche für das Volk dar, während die Emporkirche den Nonnen gewahrt blieb, die dahin einen unmittelbaren Zugang vom Konventsgebäude aus hatten. Von den Fenstern der Unterkirche ist nur noch ein einziges vorhanden und bei diesem fehlt das Maßwerk; die Emporkirche dagegen zeigt mehrere noch vollständig erhaltene hohe Fenster, wobei es sich ergibt, daß das Maßwerk in jeder der Fensteröffnungen verschieden war.

Ein besonders hübscher Teil des spätgotischen Kirchenbaues hat dem Zahn der Zeit bis heute getrotzt; es ist der schlanke Giebelturm mit seiner nicht durchbrochenen Steinpyramide, die auf zierlichen, spitzbogig miteinander verbundenen Säulchen ruht und oben durch eine Kreuzblume abgeschlossen ist. Der Turm lehnt sich innen an die Giebelwand, ist vom Boden auf rechteckig, oben aber, an der Giebelspitze, achteckig gestaltet. Das innere der ge-

wölbe- und dachlosen Kirche gewährt in seinem heutigen Zustand, wo das alte Mauerwerk teilweise von Efeu überwuchert ist, einen stimmungsvollen Anblick.

Innen an der rechten Seitenmauer der Kirche sind acht Grabplatten von Begräbnissen aus der Unterkirche aufgestellt, darunter die des Grafen Eberhard, der das Kloster gestiftet hat. Dieser einfache Stein weist in der Mitte auf einem Dreiecksschild die Rose aus dem Wappen der Ebersteine auf und hat die noch lesbare, im Rechteck umlaufende Inschrift: Eberhardus comes de Eberstein, fundator hujus ecclesiae XII. Kalend. Aprilis feria secunda proxima post Judica obiit. Auch von einem Verwandten des Gründers, vom Grafen Heinrich von Baumburg, der eine Schwester Eberhards zur Gemahlin hatte, findet sich die Grabplatte vor; es ist die mit dem leeren Wappenschild und der Umschrift: Anno domini MCCLX 13. Kal. Novembris obiit Heinricus comes hirsutus (Raugraf = Rügegraf) Boem (burgensis). Zwei andere ebenfalls wohlerhaltene Grabplatten zeigen die erhaben gearbeiteten Bildnisse von Nonnen, die den Abtsstab tragen, in ganzer Figur; die Umschriften geben Aufschluß über die hier Dargestellten; es sind die 12. Äbtissin Barbara Göler von Ravensburg, † 1535, und die 13. Äbtissin Barbara von Heppenheim, genannt Saal, † 1567, die letzte der im Kloster gestorbenen Äbtissinnen; denn ihre Nachfolgerin übergab das Kloster weltlichen Händen. Auf der Grabplatte der 8. Äbtissin Anna von Lustadt, † 1482, ist die bildliche Darstellung dürftiger ausgefallen. Außer den Grabplatten der Äbtissinnen sind auch zwei Grabsteine von Beichtvätern des Klosters — einer aus dem 13. Jahrhundert, der andere vom Jahre 1419 — vorhanden. Ein Grabstein aus dem Jahre 1636, der ebenfalls hier aufgestellt ist, galt dem Kinde eines nassauischen Schaffners.

Kirchheimbolanden.

Der Ort Kirchheimbolanden ist schon im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt („Kirchhain") und gehörte da den Hohenstaufen. Kaiser Friedrich II. gab das Dorf als Reichslehen an Werner III. von Bolanden; als Rechtsnachfolger der Herren von Bolanden erscheinen dann die Grafen von Sponheim, und unter einem von diesen, unter Heinrich II., wurde 1368 das bisherige Dorf und Gericht Kirchheimbolanden befestigt und zur Stadt erhoben. Diese war Hauptort der Herrschaften Bolanden, Dannenfels und Stauf. Durch Erbschaft ging die Stadt in Besitz des Grafen Philipp I. von Nassau-Saarbrücken über, und nach dem Erlöschen der Saarbrücker Linie (1574) an die Linie Nassau-Weilburg. Im Dreißigjährigen Krieg zog Kaiser Ferdinand II. die Herrschaft Kirchheim ein, gab sie aber nach dem Friedensschluß von Münster 1648 wieder an ihren Herrn heraus. Graf Karl August von Nassau-Weilburg, der wie seine Vorgänger in der Burg von Kirchheimbolanden residierte, wurde 1737 in den Reichsfürstenstand erhoben. Dieser Fürst ist der

Erbauer der dem Apostel Paulus geweihten Schloßkirche auf dem Marktplatz von Kirchheimbolanden. Sein Sohn und Nachfolger erbaute hier von 1753—55 auf dem Platze der alten Burg ein neues Residenzschloß, das 1861 abgebrannt ist. Nur einige Türen mit schönen Steingewänden und Türstürzen zeugen noch im heutigen Bezirksamtsgebäude vom alten Schloßbau, von dem leider nicht einmal ein Bild erhalten ist. Die Fürsten von Nassau-Weilburg blieben im Besitz der Stadt, bis das linke Rheinufer der französischen Republik zufiel.

Im Schloßgarten von Kirchheimbolanden fand am 14. Juni 1849 ein Gefecht zwischen rheinhessischen Freischaren und preußischen Truppen statt, wobei 17 Freischärler fielen. Auf ihrem gemeinsamen Grab im Friedhof von Kirchheimbolanden steht auf hohem Sockel eine den Lorbeer spendende Germania.

Klosterruine Rotenkirchen.

Graf Werner von Bolanden gründete hier 1129 eine Klosterzelle, die er den Augustinerchorherren überwies. Ende des 12. Jahrhunderts bezogen Prämonstratenser die Niederlassung und etwa 1528 begann die Erbauung einer großen Abtei, deren Überreste wir vor uns haben. Schon 1525 wurden die Gebäude durch die aufständischen Bauern arg verwüstet und 1543 übergab infolgedessen der Abt das ganze Kloster dem Grafen Philipp von Nassau-Saarbrücken, unter dessen Nachfolgern, den Grafen von Nassau-Weilburg, sich die allmählich zerfallenden Bauten vererbten, bis 1793 die Franzosen kamen und der nassauischen Herrschaft gewaltsam ein Ende machten.

Von den Gebäuden der Abtei ist namentlich das Refektorium noch gut imstande; es enthält prächtige Gewölbe, die zum Teil durch Mittelsäulen getragen sind. Diese sowohl, wie die Wandsäulen zeigen übereinstimmende, kunstvoll gearbeitete Basen und Kapitelle. Ferner sind Überreste des Kreuzganges vorhanden, der wie das Refektorium Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut sein dürfte.

Vom Kreuzgang führt eine schön profilierte Rundbogenpforte ins Refektorium. Der wagerechte Abschluß des leeren Tympanons über der Pforte enthält folgende Inschrift: Hanc Domum fecerunt Wernerus et Guda. (Werner und Guda erbauten dieses Haus.) In der Umrahmung des Tympanons steht der Hexameter: Sedibus his panem carni, verbum dabis auri; deliciis verbi sacius quam pane cibaris. (Speise wird hier dem Leib, der Seele das Wort geboten; Süßer nähret das Wort, als es die Speise vermag.) Leider stimmt die heutige Verwendung des Gebäudes wenig zu diesem Spruch über der Eingangspforte; denn das Refektorium dient als Kuh- und Schweinestall. Seit 1816 gehörte die Ruine dem bayerischen Staat, der sie 1821 an die Familie Schwab verkaufte; so wurde ein Hofgut daraus, das noch heute im Besitz dieser Familie ist.

Die Klosterkirche, die etwa 20 m von der Nordseite des Kreuzgangs entfernt lag, ist gänzlich verschwunden; auch die im Jahre 1860 aufgedeckte Krypta der Kirche wurde damals wieder zugeschüttet. Einige Architekturstücke der Kirche sind in der Scheuer des Hofes eingemauert. Auf den Grundmauern des Konventgebäudes und anderer Bauwerke der Abtei stehen heute die Ökonomie- und Wohngebäude des Hofgutes.

Burg Falkenstein.

Dieses Stammschloß der Grafen von Falkenstein wird schon 1135 urkundlich erwähnt. Die schöne Tochter des Grafen Philipp von Falkenstein heiratete 1269 Richard von Cornwallis, der zum Deutschen König gewählt war. Nach dem Aussterben der Falkensteiner vererbte sich die Burg samt der Herrschaft Falkenstein in verschiedenen Geschlechtern, kam dabei an die Herzoge von Lothringen und 1740 durch Verheiratung des Herzogs Franz Stephan mit Maria Theresia von Österreich an das Haus Habsburg-Lothringen, das bis 1801 in Winnweiler ein Amt unterhielt; denn es gehörten 17 Dörfer zur Herrschaft. Im Jahre 1644 wurde die Burg von den Schweden erobert, blieb aber unzerstört, bis drei Jahre nachher Franzosen die Sprengung der Befestigungswerke vornahmen. Aufständische Bauern sollen ein Jahrzehnt später die geschwächte Festung erstürmt, die Besatzung fortgeschleppt und diese in einer Schlucht des Donnersberges, die davon den Namen Mordkammertal erhielt, niedergemacht haben. Nach dem Dreißigjährigen Krieg blieb die Burg dem Verfall überlassen.

Von der einst sehr ausgedehnten Burganlage ist nicht mehr allzuviel erhalten. Vom Ritterhaus steht noch ein größeres Stück der südlichen Fassade; das Cyklopenmauerwerk von Donnersberger Urgestein, aus dem dieser Bau großenteils errichtet war, hält kräftig stand. Nordöstlich davon erhebt sich die Ruine einer dicken Schildmauer, und auf große Strecken ist die Umfassungsmauer, die auch das Dorf Falkenstein ganz mit einschloß, erhalten.

Im Nordosten der Felsenhöhe ist das Vorwerk der Burg in dem Mauerklotz eines ehemaligen Turmes erkennbar; einige Bauernhäuser stehen auf den Grundmauern dieser äußeren Befestigungsanlage. Auf der entgegengesetzten Seite, im Süden, ist der untere Teil eines Wachtturmes erhalten geblieben. Von der Oberen Burg in der Mitte, wohl dem ältesten Bau, steht auf einem würfelförmigen Porphyrfelsen die Ruine des Bergfrieds.

Landstuhl.

Die Stadt Landstuhl, die in den ältesten Zeiten eigentlich Nannenstall und Nannstuhl hieß, war der Hauptort einer uralten Herrschaft, die zur Grafschaft Pfeffingen gehörte und mit dieser mehrere Jahrhunderte lang im Besitz der Grafen von Homburg war. Infolge von Ver-

pfändungen wurde die Herrschaft geteilt, so daß von der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an die Grafen von Veldenz und deren Rechtsnachfolger, die Pfalzgrafen von Zweibrücken, sowie außer andern namentlich das Geschlecht der Puller von Hohenburg Anteile der Herrschaft besaßen. Der Pullersche Besitz ging durch Erbschaft an Schweickard von Sickingen über, der 1519 die übrigen Anteile dazu kaufte, so daß er und seine Nachfolger die Herrschaft als Alleinbesitzer inne hatten, und zwar als ein kurpfälzisches Lehen.

Der Sohn Schweickards, Franz von Sickingen, richtete 1520 mit Hilfe der Reformatoren Bucer und Schwebel in seinen Herrschaften Landstuhl und Ebernburg die Reformation ein; zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges kehrten jedoch seine Nachkommen, die Freiherren von Sickingen, zum katholischen Glauben zurück und führten in ihren Gebieten mit Hilfe der spanischen und kaiserlichen Kriegsverwaltung, später auch mit Unterstützung der Franzosen eine Gegenreformation durch. Mit der französischen Revolution erfolgte der Einbruch der republikanischen Scharen und die Herrschaft der Sickinger nahm ein Ende.

Mit der höher liegenden Burg war die Stadt durch eine gemeinsame Umfassungsmauer verbunden und teilte darum vielfach das Geschick der Feste.

Burg Nanstein

oder Nanstuhl.

Durch Kaiser Friedrich I. etwa 1162 als Reichsfeste zur Sicherung der Straße Kaiserslautern—Metz angelegt, war die Burg Nanstein später der Grafschaft Pfeffingen zugeteilt, wechselte im 14. und 15. Jahrhundert häufig die Besitzer und wurde Ganerbenburg mit drei und vier gleichzeitigen Herren. Der Hauptanteil kam 1472 an den Grafen von Leiningen, gleich darauf von diesem an Kurpfalz, durch die er alsbald an Reinhard von Sickingen in Pfand gegeben wurde. Dessen Sohn Schweickard erhielt Nanstein 1482 als Erblehen und so kam die alte Reichsfeste an Franz von Sickingen, den Sohn Schweickards.

Als sich Franz von Sickingen 1522 in seinem Streit mit dem Kurfürsten von Trier zur Belagerung der Stadt Trier anschickte, aber darüber der Reichsacht verfiel, mußte er sich in seine Burg Nanstein zurückziehen, die dann im Frühjahr 1523 von den Vollstreckern der Acht, dem Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz, dem Kurfürsten Richard von Trier und dem Landgrafen Philipp von Hessen, belagert wurde. Bei Beschießung der Burg zu Tod verwundet, übergab Franz seine Feste und starb während die Sieger sein Lager umstanden. Zwanzig Jahre vergingen darauf bis die Söhne des Sickingers den Nanstein wieder als kurpfälzisches Lehen zurückerhielten.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Burg von Truppen verschiedener Art besetzt, aber nicht zerstört, und 1665 legte während des kurpfälzischen Wildfangstreites der

Herzog von Lothringen willkürlich eine Besatzung in die Burg, worauf 1668 die kurpfälzischen Truppen Karl Ludwigs den Nanstein eroberten und schleiften. Im Laufe der Zeit verfiel die nun ihrem Schicksal überlassene Burg vollends in Schutt und Trümmer, bis Freiherr von Stumm in Neunkirchen sie 1868 samt dem Walde erwarb, die Schuttmassen aufräumen und auf Grund des früheren Bestandes, den er aus Burgakten in verschiedenen Archiven sorgfältig ermittelte, einzelne Teile der Burg wieder herstellen ließ. Seit 1907 gehören Burg und Wald dem Staat.

Die Mitte der Burganlage bildet ein 18 m hoher Sandsteinfelsen, der in natürlichen und künstlich geschaffenen Höhlungen den Burgkeller, die Zisterne und selbst Kammern enthielt, die als Wohnräume anzusehen sind. In einer dieser Felsenkammern, die auf der südwestlichen Seite liegt, starb Franz von Sickingen. Auf der Höhe des Felsens stand ein heute verschwundener Wartturm. Die noch vorhandenen Gebäudeteile gehören mit Ausnahme der auf der Angriffsseite im Nordosten errichteten 6 m dicken Schildmauer jedenfalls erst dem 16. Jahrhundert an, wahrscheinlich wurden sie unter Franz von Sickingen umgebaut. Hervorragend ist vor allem der nur noch in seinem unteren Teil vorhandene Flankierungsturm an der südöstl. Burgecke; bei einer Mauerdicke von nahezu 5 m hatte er etwa 26 m im Durchmesser. Das gut erhaltene Untergeschoß dieses mächtigen Batterieturmes ist mit einem Kuppelgewölbe versehen; vom Obergeschoß aber blieb nichts mehr übrig als ein Mauerrest mit einer Geschützscharte. Am Fuß ist der Turm durch eine neue Umfassungsmauer vor weiterem Verfall geschützt worden. Der Torbau im Südwesten der Burg, der das Haupteingangstor enthielt, war durch eine halbrund aus der Umfassungsmauer vorspringende Bastei noch besonders geschützt. Außer von diesem Turm sind noch beträchtliche Mauerteile erhalten vom Ritterhaus, von einem Wachthaus, einer Kapelle, einem Treppenturm und besonders von der alten Umfassungsmauer, die sich weit den Schloßberg hinab erstreckte, mit Türmen ausgestattet war und so einen festen, am Fuß der Burg gelegenen Zwinger in sich einschloß. Die Umfassung der Burg stand im Zusammenhang mit der Stadtbefestigung.

Schöne Architekturteile, namentlich feine Skulpturen aus der Renaissance-Zeit, ferner Wappen von Sickingen (5 Pesanten, umgekehrte byzantinische Hohlmünzen), auch das Alliance-Wappen Sickingen und Andlau, kommen an den Mauerresten vielfach vor oder wurden im Schutt gefunden und einzeln aufgestellt. Das schönste Fundstück ist die große, wohlerhaltene Brunnenschale, die man nun in der Bastei neben den Resten des Torbaues aufgestellt hat. Dieses schön gearbeitete Steinbecken, das auf einem Unterbau ruht, zeigt an der Leibung im Umkreis acht Wappen, nämlich des Franz Konrad von Sickingen und seiner zweiten Gemahlin Alberta von Millendunk, ferner der Geschlechter von Flörsheim, Hoenburck, Kranch, sowie von

Drachenfels, Heumen, Montfort, also auch die Wappen der beiderseitigen Vorfahren des Ehepaares in weiblicher Linie. Oberlehrer Hahn in Berlin, der 1898 die Wappen bestimmte, hat wegen des darauf vorhandenen Wappens der zweiten Gemahlin Franz Konrads die Herstellung der Brunnenschale in die Zeit von 1556—1564 legen können. Demnach hat auch die Schale keinerlei Bezug auf Franz von Sickingen, von dem der † Freiherr von Stumm-Halberg in der Brunnenschale ein kleines Standbild aufstellen ließ. Unter den Skulpturen auf der Burg ist auch ein römischer Götterstein zu erwähnen, der schon in alter Zeit in die Umfassungsmauer eingesetzt worden ist.

Remigiusberg und Michelsburg.

Nach der Entscheidungsschlacht gegen die Alemannen ließ sich der Frankenkönig Chlodwig durch den heiligen Remigius, Erzbischof von Rheims, die heilige Taufe spenden, und dafür empfing der Erzbischof die Dörfer Kusel und Altenglau nebst Umgegend als Eigentum. Diese Landschaft heißt darum noch heute im Munde des Volkes Remigsland und die Bewohner Remigsleute.

Die Kirche auf dem Remigiusberg hat noch romanische Teile von ihrer Erbauung im 12. Jahrhundert her, nämlich die Vierung, drei Joche des Langhauses und den Turm im Osten. Das später erneuerte Chor zeigt gotischen Stil. Der Turm ist mit Schießscharten versehen, auch sind Überbleibsel einer Wallmauer vorhanden, die darauf hinweisen, daß die Mönche der Abtei dereinst zur Verteidigung bereit sein mußten. In der Kirche ist das Grabdenkmal mit dem Bildnis des 1327 verstorbenen Grafen Friedrich von Veldenz eingemauert; es ist eine Grabplatte mit dem flach erhaben ausgemeißelten Bildnis des Grafen in ganzer Gestalt.

Nahe der alten Kirche liegt die Ruine der Michelsburg, einer kleinen Feste, die trotz aller Einsprüche des Propstes der benachbarten Benediktinerabtei im 14. Jahrhundert von den Grafen von Kyrburg angeblich zum Schutz der Abtei erbaut wurde und bald danach in veldenzischen Besitz kam. Sie umschloß eine dem hl. Michael geweihte Kapelle. Nach dem Aussterben der Veldenzer ging die Burg 1543 gemäß dem Marburger Vertrag an die vom Pfalzgrafen Ruprecht neugegründete pfalz-veldenzische Linie über. Im Jahre 1694 erlosch diese Linie und die Michelsburg kam damit an die Kurpfalz, zugleich auch die längst nicht mehr mit Mönchen besetzte Abtei Remigiusberg selbst, die 1550 durch Herzog Wolfgang von Zweibrücken für Georg Johann von Pfalz-Veldenz, den minderjährigen Sohn Ruprechts, um 8500 rheinische Goldgulden angekauft worden war.

Von den Befestigungsanlagen der Michelsburg ist als bedeutendstes Stück die dicke, aus Urgestein erbaute Schildmauer vorhanden, die noch jetzt 20 m hoch ist. Möglicherweise stand die Wallmauer der Kirche mit der Michelsburg in Verbindung.

Kusel.

Die Stadt liegt allen Anzeichen nach auf dem Boden einer römischen Niederlassung. In fränkischer Zeit hieß der Ort Cosla und wurde samt Altenglan (Gleni) vom König Chlodwig dem Frankenapostel Remigius als Eigentum überlassen; später erlangten die Grafen von Veldenz die Oberhoheit über dieses Städtchen, doch 1444 kam es durch den Tod des letzten Veldenzers an Stephan von Pfalz-Zweibrücken und blieb bei dessen Nachfolgern bis zum Erscheinen der republikanischen Armee, die 1793 in der Pfalz die alte Ordnung über den Haufen warf und 1794 die Stadt Kusel unter dem Vorgeben, daß da falsche Assignaten angefertigt worden seien, gänzlich in Asche legte. Nur das Stadthaus und das Gebäude, worin sich jetzt das protestantische Dekanat befindet, sowie der Rote Turm überdauerten diese niederträchtige Brandstiftung.

Homburg.

Homburg ist eine sehr alte Stadt, die sich wahrscheinlich an Stelle einer römischen Militärstation erhebt. Schon in Urkunden der Karolingerzeit wird Homburg genannt. Vom Jahre 843 an gehörte der Ort zum Reiche Lothars, von 870 an zum Deutschen Reiche unter Kaiser Ludwig dem Deutschen. Im Mittelalter war der Ort Besitztum der Grafen von Homburg (1172—1449), die sich hier ein Stammschloß, die Hohenburg, erbauten. Dieses wird schon im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Die Geschicke von Burg und Stadt blieben fortan miteinander eng verknüpft. Von 1437 an war Homburg in gemeinschaftlichem Besitz von Nassau und Pfalz-Veldenz. Während des Dreißigjährigen Krieges kamen Burg und Stadt an den Herzog Karl IV. von Lothringen und 1668 überließ dieser beide als Pfand an das Erzstift Trier.

Zur Zeit der Reunionen ließ Ludwig XIV. die Burg besetzen und mit Festungswerken neuen Systems ausstatten, bei welcher Gelegenheit auch die Stadt Homburg mit geradlinigen Straßen ganz neu angelegt und in die Befestigung mit einbezogen wurde. Doch im Frieden von Ryswyk 1697 mußte Frankreich Burg und Stadt Homburg dem wieder in seine Lande eingesetzten Herzog von Lothringen überlassen. Während des Spanischen Erbfolgekrieges nahmen die Franzosen Homburg abermals ein (1705), doch durch den Badener Frieden 1714 war Ludwig XIV. gezwungen Burg und Stadt an Nassau zu übergeben; allerdings geschah dies erst nach Schleifung der Werke. Seitdem blieb Homburg offene Stadt, die Burg aber ist fast ganz verschwunden. Im weiten Umfang erstrecken sich zwar noch ihre zerfallenen Mauern, aber diese geben kaum noch Anhaltspunkte für das frühere Aussehen der Werke. In Besitz des Hauses Pfalz-Zweibrücken kam Homburg im Jahre 1755 durch Tausch gegen ein Gebiet am Glan.

Schloß Karlsberg.

Herzog Karl II. von Zweibrücken, der ältere Bruder Maximilian Josephs, des ersten Königs von Bayern, hatte sich auf dem Karlsberg bei Homburg ein Schloß und andere Prunkbauten errichtet, wofür die Schlösser Ludwigs XIV. in Versailles und St. Germain Vorbilder gewesen waren. 14 Millionen Gulden hatte der Herzog vom Jahre 1777 an dafür ausgegeben, als 1794 die kaum vollständig ausgebaute Anlage durch Truppen der französischen Republik nach vorheriger Plünderung bis auf die Grundmauern niedergebrannt wurde.

Es war ein zweistöckiges Schloß mit Flügelanbauten, und vielen Nebengebäuden, wie Theater, Orangerie, Kavalierhaus, Kasernen, Stallungen, Jägerhaus, Hundezwinger, Wintervogelhaus und einer Anzahl Ökonomie-Gebäude. Einzig vom Orangeriegebäude ist ein Teil als Ruine noch heute vorhanden.

Zweibrücken.

Der Ort Zweibrücken war ein alter Besitz der Grafen von Saarbrücken. Im Jahre 1180 schlug ein Sprosse aus einer jüngeren Saarbrücker Linie, dem die Grafschaft Zweibrücken bei einer Erbteilung zugefallen war, hier seinen Wohnsitz auf und erbaute sich eine Burg. Der Ort aber umgab sich mit Mauern und Gräben und erhob sich zu einer Stadt, als welche Zweibrücken schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts urkundlich erwähnt wird. Etwas später (1352) gewährte ihr Kaiser Karl IV. die gleichen Rechte wie der Reichsstadt Hagenau. Durch Kauf erwarb Kurpfalz Ende des 14. Jahrhunderts Stadt und Grafschaft Zweibrücken, wozu auch die Orte Hornbach und Bergzabern gehörten, und von nun an blieben die Geschicke der Stadt und des Herzogtums dauernd mit dem Hause Wittelsbach verknüpft.

Im Jahre 1410 fiel das Zweibrücker Land bei Teilung der Erbschaft des Kurfürsten Ruprecht I. an dessen jüngeren Sohn Stephan, und dieser ist sonach als erster Herzog von Zweibrücken anzusehen. Stephan schlug auch alsbald seine Residenz in der Stadt selbst auf. Sein Sohn Ludwig I. (genannt der Schwarze), verwickelte sich sehr zum Schaden des Landes in kriegerische Händel mit seinem Vetter, dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich I. dem Siegreichen. Ludwigs I. Sohn Alexander tat sich hervor durch eine Palästinafahrt, von der er 1495 glücklich zurückkehrte; es mag die Erfüllung eines Gelöbnisses gewesen sein, daß Alexander dann sogleich in seiner Stadt Zweibrücken mit einem großen Kirchenbau beginnen ließ. (Alexanderskirche.) Der Nachfolger Alexanders, Herzog Ludwig II. (1514—32), führte in seinem Lande die Reformation ein, und dessen Sohn Wolfgang (1532—69), der Stammvater aller Wittelsbacher, die heute leben, fuhr damit fort. Auch militärisch war Wolfgang sehr tätig, indem er die Burg erweiterte, die Stadtbefestigung verstärkte und ferner sich eine verhältnismäßig bedeutende

Militärmacht heranzog. So konnte er mit einem starken, von ihm ausgerüsteten Heere von 17 000 Mann einen Feldzug nach Südfrankreich unternehmen, um dort den bedrängten Hugenotten zu Hilfe zu kommen. Doch starb der Herzog während dieses kühnen Unternehmens 1569 auf dem Boden Frankreichs.

Im Dreißigjährigen Krieg machte Zweibrücken schwere Zeiten durch. Nach der Schlacht am Weißen Berg (1620), mehr noch nach der für die Union so unglücklichen Schlacht von Nördlingen (1634) erfolgte eine Überflutung der Pfalz durch kaiserliche und spanische Kriegsvölker, und an Stadt und Land Zweibrücken ward es nun gerächt, daß sein Fürst Johann II. die pfälzische Kur verwest hatte, als sein Vetter und ehemaliger Mündel Friedrich V. in Prag die böhmische Königskrone trug. Im Juli 1635 leistete zwar die schwedische Besatzung von Zweibrücken einer Belagerung und mehreren Sturmangriffen der Kaiserlichen erfolgreich Widerstand, bis nach acht Tagen ein schwedisches Entsatzheer von Saarbrücken heranzog und den General Gallas mit seinen Truppen vertrieb. Als dieser aber im Oktober desselben Jahres mit stärkerer Macht wiederkam, und jetzt statt der Schweden nur noch eine kleine französische Besatzung in Zweibrücken vorhanden war, erzwang er die sofortige Übergabe. Und nun wurde der Stadt so übel mitgespielt, daß sie sich lange Zeit hindurch nicht erholen konnte. Im Jahre 1644 zählte sie nur noch etwas über 30 Bürgerfamilien sowie eine Anzahl Witwen, und auch diese wenigen Bewohner waren bis aufs äußerste verarmt.

Im Reunionskrieg 1676 vernahm die Stadt abermals Kriegsgetöse. Ludwig XIV. von Frankreich, der mit dem pfälzischen Wittelsbacher, König Karl XI. von Schweden, verbündet war, hatte Zweibrücken besetzen lassen und der Herzog von Braunschweig beschoß darum vom Kreuzberg aus die Stadt, doch ohne ihre Übergabe zu erzwingen. Erst im Februar 1677 zogen die Franzosen wieder ab, wobei sie nicht vergaßen die wertvolle, an alten Handschriften reiche Bibliothek, die vom Herzog Johann I. (1569—1604) mit großen Kosten angelegt worden war, größtenteils mit sich zu nehmen. Die Bürgerschaft hatten die ungebetenen Gäste schon vorher gründlich ausgeplündert, und Stadt und Burg setzten sie überdies bei ihrem Abzug in Brand.

Mit Herzog Friedrich starb im Jahre 1661 die Stephansche Linie der Herzoge von Pfalz-Zweibrücken aus und Pfalzgraf Friedrich Ludwig von der Landsberger Linie trat in Zweibrücken die Regierung an. Friedrich Ludwigs Nachfolger war im Jahre 1681 ein Wittelsbacher aus einer andern Nebenlinie, und zwar aus der Kleeburger. Dieser Fürst war Karl XI., König von Schweden. Ihm folgte 1697 im Königreich wie im Herzogtum sein Sohn, der berühmte Kriegsheld Karl XII. († 1718.) Schwedische Statthalter geboten zu jenen Zeiten in Zweibrücken — so Graf Gabriel Oxenstierna, dann Freiherr

Hennings von Strahlenheim — und verwalteten das Land mit Milde und Geschick.

Während der Herrschaft Karls XII. fand der Polenkönig Stanislaus Leszinsky, der durch August II. von Sachsen und durch die Gegnerschaft Peters des Großen um den Thron gekommen war, eine Zuflucht in Zweibrücken. Er weilte hier von 1714 bis zum Tode des Königs Karl XII., um dann nach Weißenburg im Elsaß zu übersiedeln. Als wenige Jahre nachher eine seiner Töchter Gemahlin des Königs Ludwig XV. von Frankreich geworden war, wurde Stanislaus zum Herzog von Lothringen erhoben und führte fortan in Nancy die Regierung dieses Landes. In Zweibrücken sprechen noch heute die Anlagen der Fasanerie und der Oberen Vorstadt vom gemeinnützigen Wirken des Polenkönigs.

Nach Karls XII. Tod ging das Herzogtum Zweibrücken auf dessen nächsten pfalzgräflichen Verwandten Gustav Samuel Leopold über, und dieser, der sich da 1720—25 ein schönes Schloß erbaute (seit 1865 Gerichtsgebäude), residierte wieder in der Stadt, ebenso seine Nachfolger Christian III. und IV. und zuletzt Karl II. August. Dieser Herzog, der 1775 zur Regierung gelangt war, ließ von 1777 an auf dem Karlsberg bei Homburg ein großes Prunkschloß erstehen und siedelte 1779 mit der Hofhaltung in diese neue Residenz über.

Karl August starb 1795 als Flüchtling in Mannheim und sein Bruder Maximilian Joseph, der nachmalige erste König von Bayern, wurde sein Nachfolger. Im Herzogtum Zweibrücken aber befahlen damals die Franzosen der ersten Republik, und Maximilian Joseph konnte darum die Regierung seines Landes nicht antreten. Ja im Jahre 1801, als Maximilan IV. Joseph schon als Kurfürst in Bayern regierte, gingen Stadt und Land Zweibrücken wie das ganze linke Rheinufer vertragsmäßig an Frankreich über. Im Jahre 1816 jedoch ward die Stadt dem neu gebildeten bayerischen Rheinkreis eingefügt und kam so nach mehr als zwanzigjähriger Fremdherrschaft unter das Szepter des angestammten Fürsten.

Die Benediktinerabtei Hornbach.

Auf dem Bergrücken von Hornbach gründete im Jahre 740 der australische Bischof Pirmin ein Kloster, das sich im Laufe der Zeit zu einer mächtigen Abtei der Benediktiner auswuchs. Nachdem aber im 16. Jahrhundert fast alle Mönche mitsamt dem Abte selbst die Neue Lehre angenommen hatten und nachdem im ganzen Herzogtum Zweibrücken, dessen Herrscher der Schutzherr des Klosters war, ohnehin die Reformation zur Durchführung kam, so wurde das reiche Kloster eingezogen. Die Gebeine des heiligen Pirmin, der da beigesetzt gewesen war, überführte man nach Innsbruck.

Im ehemaligen Kloster ward 1559 eine lateinische Schule untergebracht, die später nach Zweibrücken verlegt wurde und den Grundstock des heutigen Gymnasiums

bildet. Auch die Bestände der Gymnasialbibliothek entstammen noch zum Teil der Hornbacher Lateinschule.

Die Klosterbauten hatten schon im Dreißigjährigen Krieg durch die Schweden und Kaiserlichen viel gelitten, ihre Zerstörung fällt aber wie die fast aller geschichtlich bedeutsamen Bauten der Pfalz unseren westlichen Nachbarn zur Last. Zwar wurden im sogen. Reunionskrieg, den Ludwig XIV. durch seine Reunionskammern herbeigeführt hatte, nur Pforten, Türme und Ringmauern der Abtei niedergerissen, im übrigen die Bauten vorübergehend ihrer ursprünglichen Bestimmung als Kloster wiedergegeben; aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts raubten die Franzosen die Glocken der Kirchtürme, wobei durch das Herabwerfen der Glocken das Schiffsgewölbe der Abteikirche durchschlagen wurde. Da das Gewölbe des Chors schon im Anfang des 18. Jahrhunderts zusammengebrochen war, so ist mit dem Glockenraub der Untergang des schönsten Baues der Abtei, der Klosterkirche, vollendet worden; denn nicht lange danach fiel der beschädigte und baufällig gewordene Turm auf die Chor-Apsis der Kirche, worauf alle noch stehen gebliebenen Mauern und Gewölbepfeiler abgetragen wurden.

Ähnlich ging es dem Fabianstift, das samt einer Gruftkirche zur Abtei gehört hatte. Als nämlich im 9. Jahrhundert auch die Gebeine des heiligen Fabian nach Hornbach verbracht worden waren, wurde dieses Stift begründet und eine Gruftkirche für die Überreste des Heiligen erbaut. In der St. Fabiansgruftkirche ward nach erfolgter Säkularisierung der Abtei Hornbach der berühmte Arzt und Botaniker Hieronymus Bock, genannt Tragus, der um 1560 in Hornbach starb, beigesetzt. Vielleicht ruhen seine Gebeine noch heute im Untergrund der nun als Keller eines Wohnhauses dienenden, mehr als 1000jährigen Krypta des heiligen Fabian.

Der romanisch überwölbte Klostereingang in der Nähe des unteren Stadttores führt zum ehemaligen Refektorium, das mit einem Teil des gotischen Kreuzganges zusammen zu einem protestantischen Pfarrhaus und zu Gemeindekanzleien umgebaut ist; in der westlichen Hälfte ist ein gewölbter Raum des Refektoriums als Spritzenhaus, ein anderer ebensolcher als Leichenhaus in Verwendung. Die Waschküche des Pfarrhauses ist aus gotischen Überresten des östlichen Kreuzganges errichtet. Skulptur- und Architekturstücke, Grabplatten und ähnliches trifft man in diesen Bauten und in deren Nachbarschaft eingemauert oder sonst mehrfach an.

Der Nikolausturm, ein rechteckiger, dicker Turm, der mit einem neueren Pultdach abgedeckt ist, dürfte aus der ältesten Zeit des Klosters stammen. Von der sehr alten Michaelskapelle, die als Friedhofkapelle gedient hat, stehen noch zwei Fassaden, nämlich ein Teil der Ostwand und die nördliche Giebelmauer. Diese weist ein vermauertes frühromanisches Fenstergestell auf, die Ostwand, an deren Sockel sich das Profil der attischen Basis zeigt, ist von mehreren kreisrunden, ebenfalls romanischen

Fenstern durchbrochen und hat zwischen den Lisenen unterhalb des Hauptgesimses eine Schmiege mit romanischem Rankengewinde. Mit der Fabiansgruftkirche darf dieser, in eine Scheune umgewandelte Bau nicht verwechselt werden.

Die Fabiansgruftkirche ist nach Einführung der Reformation zu einem Amtswohnhaus umgebaut worden, und zwar schon 1559; denn diese Jahrzahl ist an dem Bau, der jetzt als Wohnung des Wiesenmeiers der Kirchschaffnei Zweibrücken dient, noch heute vorhanden. An dem gründlich veränderten Kirchenbau blieben immerhin einige romanische Fensteröffnungen erhalten; allerdings sind sie vermauert. Der Raum nun, der als Keller dieses Wohnhauses dient, ist nichts anderes als die Krypta der Fabianskirche, die Gruft, worin die sterbliche Hülle des heiligen Fabian beigesetzt war. Diese Krypta ist mit einem Kreuzgewölbe überdeckt, das auf vier, zweifellos frühromanischen Eckfäulen ruht. Eine der vier Säulen zeigt die Gestalt eines Mönches, dessen Kopf im Verein mit den erhobenen beiden Armen das Kapitell trägt, so daß also die Gestalt des Mönchs die Säulentrommel darstellt. Die vier Säulen stammen sicher aus dem 11. Jahrhundert, das Gewölbe mag vielleicht im 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts erneuert worden sein.

Blieskastel.

Von jeher war Blieskastel die bedeutendste Niederlassung im ganzen Tal; die Wichtigkeit des Ortes in der Römerzeit (Castellum ad Blesam) ist durch zahlreiche Funde belegt, und selbst nach dem Ende der Römerherrschaft, als die Alemannen das Gebiet besiedelten, muß sich Blieskastel eine gewisse Bedeutung behauptet haben; denn die Franken, die Besieger der Alemannen, erhoben Blieskastel bald nach Gewinnung des Landes zum Sitz eines Gaugrafen, es ward Hauptort des großen Bliesgaues. Später fiel die Stadt an das Bistum Metz, dann ans Erzbistum Trier, das sie zuerst an die Herren von Eltz und 1675 an die Grafen von der Leyen zu Lehen gab. Von 1793 an teilte Blieskastel das Schicksal des linken Rheinufers, das alle Orte der Pfalz gleichermaßen betraf, es fiel in französische Hände und entging ihnen erst wieder endgültig 1815.

Am 27. September 1793 fand bei Blieskastel ein Gefecht der Preußen und Sachsen unter General Kalkreuth gegen die Franzosen statt, das für die Deutschen siegreich verlief. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen war selbst im Feldlager anwesend; er übernachtete in Blieskastel, und zwar in der heutigen Präparandenschule. Im nämlichen Feldzug wurde am 18. November 1793 zwischen Biesingen und Blieskastel eine Schlacht geschlagen, nach der die Preußen trotz heldenmütiger Verteidigung der Bliesbrücke unter General Kamecke hinter die Blies zurückgedrängt wurden.

Kloster Gräfinthal.

Gräfinthal war ein Kloster des Wilhelmitenordens (eines Zweiges des Ordens der Benediktiner), das in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründet ist. Im Jahre 1525 wurde das Kloster durch den aufrührerischen Bauernhaufen aus dem Amt Saargemünd verwüstet; bei einem Überfall, ebenfalls im 16. Jahrhundert, ging das Kloster in Flammen auf, doch wurden die abgebrannten Gebäude wieder aufgebaut. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren aber die Klostergebäude dem Verfalle nahe, so daß im Jahre 1785 Papst Pius VI. das Wilhelmitenkonvent Gräfinthal auflöste und die Patres als Stiftsherren nach Blieskastel versetzte. Von da an scheint das unbewohnte Kloster sich selbst überlassen worden zu sein, und schließlich wurde das ganze Klostergut ein Bauernhof.

Die vorhandene Ringmauer bezeichnet noch heute den einstmaligen Klosterbezirk; in der Mitte des von der Mauer umschlossenen Raumes liegt die Klosterkirche, von der aber das Langhaus fast ganz verschwunden ist. Das langgestreckte Chor der Kirche wurde um 1830 als Kapelle hergerichtet und ist so bis jetzt erhalten. In einer Nische des Chors ist das künstlerisch bedeutsame Denkmal der Stifterin des Klosters, der Gräfin Elsiabeth von Kastel († um 1270), erhalten. Die realistisch durchgebildete, liegende Figur der Gräfin ist aus feinkörnigem Sandstein, der vom Künstler selbst mehrfarbig bemalt worden war, gefertigt; später ist die Skulptur von Unberufenen neu übermalt worden, auch sind einige beschädigte Teile ungeschickt ergänzt.

Ein Marmorsarkophag im Chor enthält die Gebeine der ältesten Tochter Anna des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszinsky, die 1717 im Alter von 18 Jahren gestorben war, während Leszinsky als Schutzbefohlener Karls XII., Königs von Schweden und Herzogs von Zweibrücken, in Tschifflik bei Zweibrücken weilte. Auf dem Sarkophag ist eine neuere Inschrift angebracht, die besagt, daß der Wiederhersteller des Chors der Klosterkirche, J. B. Mathieu, in diesem Chor, d. h. in der nunmehrigen Kapelle, beigesetzt sei.

Von der Kirche steht außer dem Chor noch ein Teil der westlichen Giebelfassade mit schön wirkendem Rundbogentor, das ebenso wie eine nördlich an die Giebelfassade anstoßende Pforte ihre Entstehung in der Renaissancezeit erkennen läßt. Die Pforte hat im Giebelfeld ein Wappen mit der Jahrzahl 1714. In der Nordwand der Klosterkirche ist eine andere Pforte vorhanden, die vermauert ist. Sie zeigt entschieden noch spätromanisches Gepräge; im Tympanon befindet sich eine Rose. Auf der Innenseite der Kirchenwand hat die vermauerte Pforte gotische Gewände mit Spitzbogenabschluß. Von einigen erhalten gebliebenen Nebenbauten des Klosters fällt vor allem das auf vier Säulen ruhende Taubenhaus auf.

Burg Kirkel.

Die Burg soll an der Stelle erbaut sein, wo einst ein römisches Kastell (Circella) stand, am Saume des Pirrmanns-Waldes. Sie gehörte nach dem Aussterben der Herren von Kirkel zur Kurpfalz und dann zum Herzogtum Zweibrücken, dessen Herrscher öfters hier residierten, namentlich Wolfgang und Johann I. Die Burg, einst Reichsfeste, wurde 1677 durch die Franzosen unter Turenne zerstört.

Von der auf einem Bergkegel gelegenen Burg ist in der Hauptsache nur noch der Bergfried einigermaßen bemerkenswert, aber auch er zeigt seine ehemalige Quaderverblendung nur noch zum geringeren Teil. Über dem Burgtor befand sich früher das aus Sandstein gemeißelte pfälzische Wappen mit einer Inschrift, angebracht im Jahre 1579 vom Herzog Johann I.; am Schluß hieß es darin:

Gott erhalt die Pfalz beim Löwen gut
Und dies Haus allzeit in seiner Hut.

St. Ingbert.

St. Ingbert ist ein sehr alter Ort, der in den frühesten Urkunden Engilbertum genannt wird und schon im 6. Jahrhundert durch den Wanderbischof und Heidenbekehrer Engilbert oder Ingelbrecht gegründet worden sein soll. Im Jahre 990 verschenkte Kaiser Otto den Ort an den Bischof von Metz, wonach im 14. Jahrhundert St. Ingbert Gemeinschaftsbesitz von Kurtrier und der Herren von Sayn wurde. Später hatten sogar vier und noch mehr Herren Anteil an dem Orte und seiner Gemarkung; im Jahre 1661 aber besaß Kurtier die Lehensoberhoheit allein. Karl Kaspar von der Leyen, Kurfürst und Erzbischof von Trier, übertrug das Lehen an seine Verwandten, die Herren von der Leyen, bei denen es bis zur französischen Revolution verblieb.

Allerdings wurde das Verhältnis zwischen Lehensherrn und Gemeinde um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch Streitigkeiten wegen der Kohlengruben und des Waldbesitzes sehr getrübt, indem die Stammbauern von St. Ingbert das Recht beanspruchten, die Kohlen für die Schmieden der Umgegend fördern und liefern zu dürfen und dazu noch Eigentumsrechte am Walde behaupteten, während die in Blieskastel residierenden Grafen von der Leyen auf ihrem Alleinrecht bestanden. Der darüber ausgebrochene Prozeß, der sich Jahrzehnte lang hinschleppte und zuletzt am Reichskammergericht Wetzlar anhängig war, endete 1791 durch einen Vergleich, bei dem aber die Gemeinde nur Nutzungsrechte am Walde zugestanden erhielt, im übrigen völlig unterlag. Schon einige Zeit vorher hatten Ausschreitungen der St. Ingberter gegen die gräfliche Verwaltung stattgefunden, weshalb der Gemeinde eine Reichsexekution auferlegt worden war, die sie über 18,000 Gulden kostete.

Infolge dieser Vorgänge waren die St. Ingberter verbittert und errichteten nach Ausbruch der französischen Revolution — noch bevor die Franzosen in die Gegend kamen — eine selbständige Republik, die durch eine nach Paris geschickte Abordnung sogleich ihren Anschluß an die Fränkische Republik erklären ließ, aber trotzdem nur ganze acht Tage Bestand hatte. Die Grafen von der Leyen aber verloren bei den Friedensschlüssen und Kongressen (Rastatt 1797) und durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 nicht nur ihre Territorialherrschaft, sondern auch ihre Kohlenbergwerke, die für den Staat eingezogen wurden, und ihren gesamten Waldbesitz, den der französische Staat mit Beschlag belegt hatte. Zwar wurde der Wald 1804 der Familie von der Leyen auf Betreiben des letzten Reichskanzlers von Dalberg, eines Bruders der Reichsgräfin Marianne, der Familie Leyen zurückgegeben, aber die von der Leyen verkauften den Wald 1820 an Private, aus deren Händen er 1843 in den Besitz der heutigen Eigentümer, der Familie Kraemer, überging.

Durch den zweiten Pariser Frieden 1816 kam St. Ingbert zum neugebildeten Rheinkreis und damit an die Krone Bayern.

Klosterruine Wörschweiler.

Graf Friedrich von Saarwerden erbaute im Verein mit seiner Gemahlin zu Wörschweiler eine Kirche, die im Jahre 1131 eingeweiht wurde. Dies ist der Ursprung des Klosters, das zuerst mit Benediktinern der Abtei Hornbach besetzt war, jedoch 1172 an den Cistercienser-Orden überging.

Nachdem der Schutzherr des Klosters, Herzog Wolfgang von Zweibrücken, in seinem Land der Reformation Eingang verschafft hatte und die Mönche selbst zur Neuen Lehre übergetreten waren, übergab er das Kloster 1558 einem weltlichen Schaffner und ordnete 1568 in seinem Testament an, daß die Gefälle des Klosters zur Aufbesserung von Pfarrern und Lehrern verwendet werden sollten. Das Erträgnis der einstigen Klostergüter, die jetzt Eigentum der protestantischen geistlichen Güterverwaltung, der sog. Kirchschaffnei, in Zweibrücken sind, dienen noch heute diesem Zweck. Die Klostergebäude fielen 1614 einem zufällig ausgebrochenen Brande zum Opfer. Die Ruine, die baulich gepflegt wird, ist im Besitz der Familie Lilier in Zweibrücken.

Von den Gebäuden des Klosters, dem Kapitelsaal, Refektorium, Kreuzgang, ist nicht mehr viel vorhanden; das bedeutendste Stück der Ruine ist die westliche Giebelmauer der Klosterkirche mit Überresten der Einfassung einer kreisrunden Fensterrose und einem schön profilierten romanischen Eingangstor. Die Ruinen weisen romanische und gotische Formen wie auch solche des Übergangs zwischen diesen beiden Stilarten auf.

Prächtig gearbeitete Architekturstücke sind noch in ziemlicher Zahl vorhanden, wie Säulen, Konsolen, Schlußsteine usw. Im Kreuzgang an der Kirchenmauer ist eine Reihe von Grabplatten, die früher im Fußboden der Kirche eingelassen waren, aufgestellt.

Nahe bei der Klosterruine trifft man einige Nebengebäude des ehemaligen herzoglichen Schlößchens Gutenbrunn, die samt dem umliegenden Wald und Feld ebenfalls der Familie Lilier gehören. Das Schlößchen selbst, das um 1725 durch Herzog Gustav Samuel von Pfalz-Zweibrücken erbaut und 1794 vollständig zerstört worden ist, barg von 1765 bis 1769 nacheinander zwei herzoglich zweibrückische Manufakturen, nämlich zuerst die Quincaillerie, eine Metallknöpfe- und Lackdosenfabrik, sodann die 1767 begründete, 1769 in die Stadt Zweibrücken verlegte Porzellanfabrik.